

Johanna Spyri

Heimatlos

Am Silser- und am Gardasee

Quelle: [www.digbib.org/Johanna\\_Spyri\\_1827/Heimatlos](http://www.digbib.org/Johanna_Spyri_1827/Heimatlos)

Erstellt am 09.04.2006

DigBib.Org ist ein öffentliches Projekt. Bitte helfen Sie die Qualität der Texte zu verbessern: Falls Sie Fehler finden bitte bei [DigBib.Org](http://DigBib.Org) melden.



Heimathlos. Zwei Geschichten für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben. Von der Verfasserin von "Ein Blatt auf Vrony's Grab". Gotha: Friedrich Andreas Perthes 1878; 235 S. Enthält: 1. Am Silser- und am Gardasee. 2. Wie Wiseli's Weg gefunden wird. (1877)

## Ein stilles Haus im Engadin

Im Oberengadin, an der Straße gegen den Malojapaß hinauf, liegt das einsame Dörfchen Sils. Von der Straße gelangt man querfeldein zu den Bergen, an die sich der kleine Ort Sils-Maria anlehnt. Zwei Häuschen standen dort einander gegenüber, ein wenig abseits in den Feldern. Beide hatten uralte Haustüren aus Holz und ganz kleine Fenster tief in der Mauer drinnen. Zu einem Haus gehörte ein kleines Stück Garten; in ihm wuchsen Kraut und Kohl; es standen auch vier Blumenstöcke darin, die sahen aber mager und aufgeschossen aus wie das Kraut. Bei dem anderen Häuschen war nur ein kleiner Stall neben der Tür; da liefen zwei Hühner aus und ein. Dies Häuschen war noch kleiner als das andere und die hölzerne Tür war schwarz vor Alter.

Aus dieser Tür trat jeden Morgen um dieselbe Zeit ein großer Mann, der mußte sich bücken, um hinauszukommen. Er hatte glänzend schwarze Haare und schwarze Augen und unter der schön geformten Nase wuchs ein so dichter Bart, daß Wangen und Kinn darunter verschwanden und auch vom Mund nichts mehr zu sehen war als die weißen Zähne, die durchschimmerten, wenn der Mann einmal sprach; aber er sprach sehr wenig. Alle Leute in Sils kannten den Mann, aber niemand nannte ihn bei seinem Namen, er hieß nur »der Italiener«. Er ging regelmäßig den schmalen Weg querüber gegen Sils hin und die Malojastraße hinauf. Es wurde viel an der Straße gebaut, und dort hatte der Italiener seine Arbeit. Ging er aber nicht den Weg hinauf, so ging er hinunter, dem Badeort St. Moritz zu, wo man Häuser baute; auch hier fand er seine Arbeit.

Da blieb er den Tag über und kehrte erst am Abend wieder in das Häuschen zurück. Gewöhnlich, wenn er am Morgen aus der Tür trat, stand hinter ihm ein Büblein; das stellte sich auf die Türschwelle, wenn der Vater draußen war, und schaute mit den großen dunklen Augen lange dem Vater nach, oder sonst in die Gegend, man hätte nicht sagen können, wohin. Es schien, als ob die dunklen Augen über alles wegschauten, was vor ihnen lag, und auf etwas hinsah, das niemand sehen konnte.

Am Sonntagnachmittag, wenn die Sonne schien, gingen die beiden manchmal miteinander die Straße hinauf. Wenn man sie so sah, erblickte man in den zwei Gestalten dasselbe Bild, nur bei dem Büblein war alles kleiner. Es sah dem Vater gleich, bis auf den schwarzen Bart, den es natürlich nicht haben konnte. Aber ein schmales, bleiches Gesicht war zu sehen, und um den Mund herum lag etwas Trauriges, wie wenn es nicht lachen möchte. Bei dem Vater konnte man solches nicht entdecken, weil der Bart den Gesichtsausdruck nicht erkennen ließ.

Wenn nun die beiden so nebeneinander hergingen, sagte keiner ein Wort zu dem andern; meistens summte der Vater leise ein Lied, manchmal auch lauter, und das Büblein hörte zu. Wenn es aber am Sonntag regnete, saß der Vater daheim im Häuschen auf einer Bank am Fenster und das Büblein neben ihm, und sie sagten wieder nichts zueinander. Der Vater holte dann eine Mundharmonika und spielte eine Melodie nach der andern; und das Büblein hörte aufmerksam zu. Manchmal nahm er auch einen Kamm oder ein Baumblatt und lockte Melodien daraus hervor, oder er schnitt ein Stück Holz zurecht und piff darauf ein Lied. Es war, als gäbe es keinen Gegenstand, dem er nicht Musik entlocken könnte.

Einmal hatte er eine Geige mitgebracht, die das Büblein so entzückte, daß es diese nicht wieder vergaß. Der Vater spielte viele Lieder darauf. Das Büblein hörte nicht nur, sondern schaute unverwandt zu. Als die Geige weggelegt war, versuchte es leise, wie man die Melodien herausbringe. Das geriet nicht schlecht. Der Vater lächelte und sagte: »So komm!« Er legte die großen Finger seiner linken Hand auf

die kleinen, und mit der rechten nahm er die Hand des Bübleins mitsamt dem Bogen; und so geigten sie mancherlei Melodien.

Während der folgenden Tage, wenn der Vater fort war, versuchte das Büblein immer wieder ein Lied zu spielen. Doch als es soweit war, daß die Töne gut und ohne Stocken erklangen, war die Geige wieder verschwunden und kam nie wieder zum Vorschein, Manchmal, wenn sie so zusammensaßen, sang der Vater, erst leise, dann immer deutlicher. Das Büblein sang mit, und wenn es die Worte nicht konnte, so sang es doch die Töne. Der Vater sang italienisch, und es verstand vieles, aber manches war ihm nicht so recht bekannt und geläufig zum Singen. Eine Weise konnte es besser als alle anderen; denn der Vater hatte sie vielhundertmal gesungen.

Sie gehörte zu einem langen Lied, das fing so an: »Una sera in Peschiera« - Ein Abend in Peschiera. Die sehr wehmütige Melodie gefiel dem Büblein so gut, daß es immer freudig und ganz andächtig mitsang. Es hatte eine helle, glockenreine Stimme, die schön mit des Vaters Baß zusammenklang. Jedesmal, wenn dieses Lied zu Ende gesungen war, klopfte der Vater dem Kleinen freundlich auf die Schulter und sagte: »Bene, Enrico, va bene.« - Gut, Enrico, es geht gut. Der Knabe wurde aber nur vom Vater Enrico genannt, bei allen anderen Leuten hieß er nur Rico.

Da war auch noch eine Base, die mit in dem Häuschen wohnte. Sie flickte und kochte und alles in Ordnung hielt. Im Winter saß sie am Ofen und spann. Rico mußte immer nachdenken, wie er seine Wege einrichten könne; denn sobald er die Tür aufmachte, sagte die Base: »Laß doch einmal die Tür in Ruh, es wird ja ganz kalt in der Stube.« Er war dann oft lange allein mit der Base. Der Vater hatte in der Zeit irgendwo unten im Tal Arbeit und blieb viele Wochen lang fort.

## Die Schule

Rico war zehn Jahr alt und hatte schon zwei Winter hindurch die Schule besucht; denn im Sommer gab es droben in den Bergen keine Schule. Der Lehrer hatte in dieser Zeit seinen Acker zu bestellen und Gras zu mähen wie alle anderen Leute; zur Schule hatte dann niemand Zeit, Das tat aber Rico nicht besonders leid, er wußte sich schon zu unterhalten. Wenn er sich am Morgen auf die Schwelle gestellt hatte, so blieb er dort stehen, schaute hinaus mit träumenden Augen und bewegte sich nicht. Stundenlang konnte er so stehen, wenn nicht drüben am andern Häuschen die Tür aufging und ein kleines Mädchel herauskam, das lachend zu ihm herüberschaute. Rico lief dann schnell hinüber, und die Kinder hatten sich schon wieder seit gestern viel zu sagen. Das Mädchen hieß Stineli und war gerade so alt wie Rico; sie hatten miteinander angefangen in die Schule zu gehen und waren in derselben Klasse; schon von jeher waren sie gern beieinander gewesen. Es war ja nur ein schmaler Weg zwischen den Häuschen, und sie waren die allerbesten Kameraden.

Rico hatte auch nur diese einzige Freundschaft; denn mit den Buben ringsum hatte er keine Freude. Wenn sie sich prügelten und auf dem Boden herumwarfen und sich auf die Köpfe stellten, ging er davon und schaute nicht einmal zurück. Wenn sie aber riefen: »Jetzt wollen wir einmal den Rico prügeln«, dann stand er still und stellte sich geradeauf hin und sagte nichts; aber er schaute sie mit seinen dunklen Augen so merkwürdig an, daß ihn keiner anpackte.

Bei Stineli war es ihm wohl zumute. Das Mädchen hatte ein lustiges Stumpfnäschen und darüber zwei braune Augen, die immerfort lachten, Um den Kopf hatte es zwei dicke, braune Zöpfe gebunden, die sahen sehr sauber aus; denn Stineli war ordentlich und wußte sich zu helfen, Sie war auch in einer guten Schule Tag für Tag. Stineli war wohl kaum zehn Jahre alt, aber sie war die älteste Tochter und mußte der Mutter überall helfen, und da war viel zu tun. Denn nach Stineli kamen noch Trudi und Sami und Peterli und Urschli und Anne-Deteli und Kunzli und dann noch das Ungetaufte. Immerfort rief man nach Stineli aus allen Ecken, und sie war dabei so flink geworden, daß alles, was sie tat, wie von selbst lief, Den Kleinen hatte sie immer schon drei Strümpfe und zwei Schuhe angezogen und festgebunden, ehe Trudi dem einen, dem sie helfen sollte, nur die Beine dazu in die rechte Stellung gebracht hatte. Und wenn in der Stube die kleinen Kinder und in der Küche die Mutter miteinander nach Stineli riefen, konnte geschehen, daß der Vater noch aus dem Stall nach ihr rief, Er hatte dort die Mütze verlegt, oder die Peitsche war verknüpft und Stineli mußte ihm helfen; denn sie fand die Mütze immer sofort. Sie lag meistens auf dem Futterkasten, und ihre gelenkigen Finger brachten die Peitschenschnur gleich auseinander.

So war Stineli immerfort im Laufen und am Arbeiten, aber lustig und munter dabei, und im Winter froh über die Schule; denn dann wanderte sie dahin und wieder heim mit Rico, und in der Pause gingen sie auch zusammen, Und im Sommer war sie wieder froh, da gab es schöne Sonntagabende, an denen durfte sie hinaus, Dann ging sie mit Rico spazieren, der schon lange unter seiner Tür gewartet hatte, und sie liefen Hand in Hand über die große Wiese hin nach der bewaldeten Anhöhe drüben, die weit in den See hinausgeht wie eine Insel. Dort oben saßen sie unter den Tannen, schauten in den grünen See hinunter und hatten einander viel zu erzählen und zu fragen; und es war ihnen so wohl, daß Stineli sich die ganze Woche und durch alle Mühen hindurch freute; denn es wurde immer wieder Sonntag.

In dem Häuschen war noch jemand, der dann und wann nach Stineli rief, das

war die alte Großmutter, Die rief aber nicht, damit sie ihr noch helfe, sondern sie hatte ihr etwa ein kleines Geldstück zu geben, das ihr in die Hand kam, oder sonst etwas; denn Stineli war ihr Liebling, und sie erkannte mehr als sonst jemand, wieviel die kleine Helferin schon tun mußte für ihr Alter, mehr als die meisten Kinder. Darum gab sie ihr gern etwas, daß sie auch, wie andere Kinder, am Jahrmarkt etwas kaufen könne, etwa ein rotes Bändchen oder ein Nadelbüchschchen, Die Großmutter war auch gegen Rico sehr gut, sah die Kinder gern beisammen und tat auch manchmal etwas für St.ineli, daß sie mit Rico noch ein wenig draußen bleiben durfte.

An den Sommerabenden saß sie immer vor dem Häuschen auf dem Holzklotz, der da lag; oft standen Stineli und Rico bei ihr, und sie erzählte ihnen aus ihrem Leben, Wenn dann die Abendglocke vom Türmchen läutete, sagte sie: »Jetzt müßt ihr ein Vaterunser beten. Ihr dürft nie vergessen, daß man am Abend sein Vaterunser beten muß,« - »Seht, Kinder«, sagte die Großmutter ein andermal, »ich habe schon lange gelebt und viel gesehen, und ich kenne nicht einen, der nicht einmal in seinem Leben sein Vaterunser nötig gehabt hätte, aber ich kenne manchen, der es mit der Angst gesucht und nicht mehr gefunden hat, wenn die Not da war,« Dann standen Stineli und Rico ganz andächtig da, und jedes betete ein Vaterunser.

Jetzt war es Mai, und eine kleine Zeit mußte die Schule noch geöffnet bleiben, Lange konnte dies aber nicht mehr dauern, denn es grünte unter den Bäumen, und große Flächen waren ganz frei von Schnee. Rico stand schon eine Weile unter der Tür und stellte diese Betrachtungen an. Dabei schaute er immer wieder nach der Tür drüben, ob sie noch nicht aufgehen wollte, Jetzt ging sie auf, und Stineli kam herausgesprungen.

„Bist du schon lange dagestanden? Hast du wieder geschaut, Rico?“ rief sie lachend, »Aber heute ist's noch früh, wir können langsam gehen.«

Jetzt nahmen sie einander bei der Hand und wanderten der Schule zu.

»Denkst du immer noch an den See?« fragte Stineli im Gehen. »Ja, gewiß«, versicherte Rico mit ernstem Gesicht. »Einmal träumte mir von ihm, Ich sah große, rote Blumen an seinem Ufer, und drüben die violetten Berge.«

»Ach, das gilt nicht, was man träumt«, sagte Stineli lebhaft, »Es hat mir auch einmal geträumt, der Peterli kletterte ganz allein auf die allerhöchste Tanne hinauf, und wie er auf dem obersten Zweiglein saß, war's nur noch ein Vogel, und er rief herunter: „Stineli, zieh mir die Strümpfe an«. Jetzt siehst du doch, daß das nichts sein kann,«

Rico mußte stark nachdenken, ob das so sei; denn in ihm lebte eine Erinnerung, von der er annahm, er habe sie im Traum erlebt.

Aber jetzt waren sie beim Schulhaus angelangt, und ein ganzer Trupp Kinder lärmte von der anderen Seite daher, Sie traten alle miteinander ein, und bald nachher kam auch der Lehrer. Der war ein alter Mann mit dünnen, grauen Haaren; denn er war schon undenklich lange Lehrer gewesen, so daß ihm darüber die Haare grau geworden und viele ausgefallen waren, Es ging nun an ein strenges Buchstabieren und Silbentrennen, dann kam das Einmaleins an die Reihe, und zuletzt kam der Gesang. Da holte der Lehrer seine alte Geige hervor und stimmte sie, und nun ging es an, und alle sangen aus voller Kehle: »Ihr Schäflein hinunter von sonniger Höh«, und der Lehrer spielte dazu auf der Geige.

Rico schaute so gespannt auf die Geige und des Lehrers Finger, wie dieser die Saiten griff, daß er darüber das Singen vergaß und keine.n Ton mehr von sich gab. Plötzlich fiel die ganze Sängerschar einen halben Ton hinunter, Die Geige wurde dadurch unsicher und fiel nach, und die Sänger fielen noch tiefer, und man kann

gar nicht wissen, wie tief hinunter alles miteinander gefallen wäre; aber jetzt warf der Lehrer die Geige auf den Tisch und rief erzürnt: »Was ist das für ein Gesang? ihr unvernünftigen Schreier! Wenn ich doch wüßte, wer so falsch singt und den ganzen Gesang verdirbt!«

Da sagte der kleine Bub, der neben Rico saß: »Ich weiß schon, warum es so gekommen ist; allemal geht es so, wenn der Rico aufhört zu singen.«

Dem Lehrer war es selbst nicht so ganz unbekannt, daß nicht nur der Gesang, sondern auch die Geige am sichersten ging, wenn Rico fest mitsang.

»Rico, Rico, was muß ich hören«, sagte er ernsthaft zu diesem gewandt. »Du bist sonst ein ordentliches Büblein, aber Unachtsamkeit ist ein großer Fehler, das hast du jetzt gesehen. Ein einziger unachtsamer Schüler kann den Gesang verderben. Jetzt wollen wir noch einmal anfangen, und daß du aufpassest, Rico!«

Nun setzte Rico mit fester, klarer Stimme ein, die Geige folgte nach, und die Kinder sangen aus allen Kräften mit, so daß es ganz herrlich anzuhören war bis zum Schluß. Da war der Lehrer sehr zufrieden; er tat noch ein paar feste Striche auf der Geige, rieb sich dann die Hände und sagte vergnüglich: »Es ist auch ein Instrument danach.«

## Die Geige des alten Schullehrers

Vor der Tür hatten sich Stineli und Rico bald aus der Schar herausgemacht und zogen zusammen ihren Weg.

»Hast du vor lauter Staunen nicht mehr mitgesungen, Rico«, fragte jetzt Stineli, »Ist dir etwa auf einmal der Sinn gekommen?«

»Nein, etwas anderes«, sagte Rico; »ich weiß jetzt, wie man spielt: ,Ihr Schäflein hinunter?. Wenn ich nur eine Geige hätte!«

Dieser Wunsch mußte Rico schwer auf dem Herzen liegen; denn er sagte es mit einem tiefen Seufzer. Stineli war voller Teilnahme und unternehmender Gedanken,

»Wir wollen zusammen eine kaufen«, rief sie plötzlich in großer Freude über den Einfall, der ihr in den Sinn gekommen war. »Ich habe ganz viele Batzen von der Großmutter, etwa zwölf; wie viele hast du?«

»Gar keinen«, sagte Rico traurig; »der Vater hat mir ein paar gegeben, ehe er fortging, aber die Base hat gesagt, Geld taue nicht für mich. Sie hat es genommen und hoch hinauf in den Kasten gelegt; ich kann nicht mehr daran.«

Stineli ließ sich nicht so bald entmutigen. »Vielleicht haben wir doch Geld genug, und die Großmutter gibt mir schon noch ein wenig«, sagte sie tröstend. »Weißt du, Rico, eine Geige kostet nicht viel; es ist nur altes Holz, vier Saiten sind darüber gespannt, das kostet nicht viel. Du mußt nur morgen den Lehrer fragen, was eine Geige kostet, und nachher suchen wir eine.«

So blieb es ausgemacht, und Stineli dachte, sie wolle daheim tun, was sie nur könne, und ganz früh aufstehen und das Feuer anmachen, eh die Mutter auf sei; denn wenn sie so immerfort etwas tat von früh bis spät, steckte ihr gewöhnlich die Großmutter einen Batzen in den Sack.

Am folgenden Morgen als die Schule aus war, ging Stineli allein hinaus, und an der Ecke vom Schulhaus stand sie still hinter dem Holzhaufen und wartete auf Rico, der jetzt den Lehrer wegen der Geige fragen sollte. Er kam lange nicht heraus, und Stineli guckte immer wieder mit Ungeduld hinter dem Holz hervor; aber es waren nur die anderen Buben, die noch da und dort herumstanden. Aber jetzt - richtig, Rico kam um den Holzhaufen herum. Da war er.

»Was hat er gesagt, was kostet sie?« rief Stineli mit angehaltenem Atem vor Erwartung.

»Ich habe nicht fragen mögen«, antwortete Rico verzagt.

»O wie schade!« sagte Stineli und stand ganz verblüfft da, aber nicht lange. »Es ist gleich, Rico«, sagte sie wieder fröhlich und nahm ihn bei der Hand zum Heimgehen, »du kannst morgen fragen. Ich habe auch schon wieder einen Batzen bekommen heute früh von der Großmutter, weil ich schon auf war, als sie in die Küche kam.«

Aber am folgenden Tag ging es wieder wie vorher, und am dritten auch; Rico blieb immer eine halbe Stunde lang vor der Wohnstube des Lehrers stehen und mochte nicht hineingehen und fragen. Da dachte Stineli heimlich: Wenn er noch drei Tage lang nicht fragt, dann frag ich. Am vierten Tage, als Rico wieder nachdenklich und zaghaft an der Tür stand, ging diese plötzlich auf, und der Lehrer trat eilig heraus und stieß so gewaltig gegen Rico an, daß das kleine Büblein ein gutes Stück rückwärts flog. In großem Erstaunen und ziemlichem Unwillen stand der Lehrer da. »Was ist, Rico?« fragte er jetzt, als der Kleine wieder am Platze stand. »Warum kommst du an die Tür und klopfst nicht an, wenn du da etwas willst?«

Solltest du mir etwas sagen wollen, kannst du's gleich hier tun, Was willst du also?»

»Was kostet eine Geige?« fragte Rico vor lauter Angst in voller Hast.

Des Lehrers mißbilligendes Erstaunen wuchs sichtlich. »Rico, was muß ich von dir denken?« fragte er mit strenger Miene; »kommst du deshalb an die Tür deines Lehrers, um unnütze Fragen an ihn zu richten? Oder was hast du sonst damit sagen wollen?«

»Ich habe nichts sagen wollen«, entgegnete Rico schüchtern, »nur fragen, was eine Geige kostet.«

»Du hast mich nicht verstanden, Rico. Paß jetzt auf, was ich dir sage: ein Mensch spricht etwas aus und denkt sich dabei einen Zweck, oder er denkt sich nichts dabei, dann macht er unnütze Worte. Hast du soeben diese Frage ohne Grund getan, oder aus Neugierde, oder hat dich jemand geschickt, der eine Geige kaufen will?« »Ich möchte mir gerne eine kaufen«, sagte Rico ein wenig herzhafter; aber er erschrak sehr, als der Lehrer mit einemmal in hellem Zorn ihn anfuhr: »Was? Was sagst du da? So ein - dummes, unvernünftiges, welsches Büblein, wie du eins bist, eine Geige kaufen? Weißt du denn, was eine Geige ist? Weißt du, wie alt ich war und was ich gelernt hatte, eh ich eine Geige anschaffen konnte? Lehrer war ich, fertiger Lehrer, zweiundzwanzig Jahre alt, und stand in meinem Beruf! Und dann so ein Büblein, wie du eins bist! Und jetzt will ich dir sagen, was eine Geige kostet, so kannst du deinen Unverstand bemessen. Sechs harte Gulden habe ich dafür bezahlt; kannst du dir die Summe vorstellen? Wir wollen sie gleich einmal in Batzen auflösen: Enthält ein Gulden 100 Batzen, so enthalten sechs Gulden sechsmal 100, gleich? - gleich? - Nun, Rico, du bist sonst keiner von den Ungeschickten, - gleich?«

»Gleich 600 Batzen«, ergänzte Rico leise; denn der Schrecken versagte ihm die Stimme, nun er die Summe überschaute und Stinelis zwölf Batzen damit verglich.

»Und dann, Büblein«, fuhr der Lehrer weiter fort, »was denkst du? Meinst du, es nimmt einer eine Geige nur in die Hand und spielt? Da muß er viel lernen, bis er so weit ist. Komm gleich einmal da herein.« Der Lehrer machte die Tür auf und nahm die Geige von der Wand. »Da nimm sie einmal in den Arm und den Bogen in die Hand. So, Büblein, und wenn du nun c d e f herausbringst, so geb ich dir gleich einen halben Gulden.« Rico hatte wirklich die Geige im Arm; seine Augen leuchteten auf wie Feuer. c d e f - spielte er fest und völlig richtig.

»Du Erzblybub«, rief der Lehrer überrascht aus, »woher kannst du das? Wer hat dich's gelehrt? Wie kannst du die Töne finden?«

»Ich kann noch etwas, wenn ich's spielen darf«, sagte Rico und schaute mit Verlangen auf die Fiedel in seinem Arm. »Spiels!« sagte der Lehrer. Jetzt spielte Rico sicher und eilt freudfunkelnden Augen:

»Ihr Schäfleln, hinunter Von sonniger Höh, Der Tag ging schon unter,  
Für heute ade!«

Der Lehrer hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und die Brille aufgesetzt. Er schaute mit ernster Prüfung jetzt auf Ricos Finger, dann auf seine funkelnden Augen, dann wieder auf die Finger. Rico hatte fertig gespielt.

»Komm hier zu mir her, Rico!« Der Lehrer rückte seinen Stuhl ins Licht, und Rico mußte sich vor ihm aufstellen. »So, nun muß ich ein Wort mit dir reden. Dein Vater ist ein Italiener, Rico, und siehst du, dort unten gibt es allerhand Dinge, von denen wir hier in den Bergen nichts wissen. Nun sieh mir in die Augen und sag mir aufrichtig und der Wahrheit gemäß: wie bist du dazu gekommen, diese Melodie ohne Fehler auf meiner Geige zu spielen?«

Rico schaute den Lehrer mit ehrlichen Augen an und sagte: »Ich habe sie Ihnen abgelernt in der Singschule, wo wir so viel singen.«

Diese Worte gaben der Sache eine ganz andere Wendung. Der Lehrer stand auf und ging einige Male hin und her. So war er selbst der Urheber dieser wunderbaren Erscheinung; da waren also keine Schwarzkünste im Spiel. Mit versöhntem Gemüt zog er jetzt seinen Beutel hervor: »Da ist dein halber Gulden, Rico, er gehört dir mit Recht. Nun fahr so fort und sei recht aufmerksam auf das Geigenspiel, solange du zur Schule gehst, so kannst du's zu etwas bringen. In zwölf bis vierzehn Jahren wirst du vielleicht so weit sein, dir eine Geige anschaffen zu können. Jetzt kannst du gehen.«

Rico warf noch einen Blick auf die Geige. dann ging er mit allertiefster Betrübnis im Herzen.

Stineli kam hinter dein Holzstoß hervorgerannt: »Diesmal bist du aber lange geblieben, hast du gefragt?«

»Es ist alles verloren«, sagte Rico, und seine Augenbrauen kamen vor Leid so nahe zusammen, daß sie wie ein dichter, schwarzer Strich über den Augen lagen. »Eine Geige kostet sechshundert Batzen, und in vierzehn Jahren kann ich eine kaufen, wenn schon lange alles tot ist; wer wollte noch am Leben sein in vierzehn Jahren. Da, das kannst du haben, ich will's nicht« Damit drückte er den halben Gulden in Stinelis Hand.

Sechshundert Batzen!« wiederholte Stineli voller Entsetzen. Aber woher hast du das viele Geld hier?«

Rico erzählte nun alles, was er bei dem Lehrer erlebt hatte und endete wieder mit dem Worte des größten Leides: »Jetzt ist alles verloren.« Stineli wollte ihm wenigstens seinen halben Gulden aufdrängen als einen kleinen Trost; aber er war ganz ergrimmt über den unschuldigen halben Gulden und wollte ihn nicht ansehen.

Da sagte Stineli: »So will ich ihn zu meinen Batzen tun, und dann wollen wir das Geld miteinander teilen und alles gehört uns zusammen.« Diesmal war auch Stineli sehr niedergeschlagen; als sie aber mit Rico um die Ecke kam, wo es ins Feld hinein ging, lag der schmale Fußweg so schön trocken in der Sonne bis zur Haustür hin, und dort flimmerte das Plätzchen davor auch ganz weiß und trocken, und Stineli rief: »Sieh, sieh, nun wird's Sommer, Rico, und wir können wieder in den Wald hinauf, Dann freut's dich auch wieder, Wollen wir schon am Sonntag gehen?«

»Es freut mich gar nichts mehr«, sagte Rico, »aber wenn du gehen willst,

komme ich mit,«

An der Tür wurde es ausgemacht: am Sonntag wollten sie hinübergehen auf die Waldhöhe, und Stineli war schon wieder froh, Sie tat auch noch die Woche durch, was sie vermochte, und es gab viel zu tun. Peterli und Sami und Urschli hatten die Röteln, und im Stall war eine Geiß krank, der mußte man öfter heißes Wasser bringen. Stineli mußte da - und dorthin laufen und überall mithelfen, sobald sie nur aus der Schule kam, und am Samstag den ganzen Tag lang bis spät am Abend, da mußte sie noch die Stalleinier säubern, Da sagte aber auch der Vater am Abend: »Stineli ist geschickt und fleißig.«

## Der ferne, schöne See ohne Namen

Als am Sonntagmorgen Stineli die Augen aufmachte, hatte sie eine große Freude im Herzen und wußte nicht warum, bis sie sich besann, daß es Sonntag war und die Großmutter noch am Abend spät gesagt hatte: »Morgen sollst du einen schönen Sonntag haben, der ganze Nachmittag gehört dir!« Als das Mittagessen vorbei war und Stineli alle Teller weggetragen und den Tisch abgewaschen hatte, rief Peterli: »Komm zu mir, Stineii«, und die zwei anderen im Bett schrien: »Nein~ zu mir!« Und der Vater sagte: »Stineli muß zu der Geiß sehen.«

Aber nun ging die Großmutter in die Küche hinaus und winkte Stineli nach. »Geh du jetzt in Frieden«, sagte sie, »der Geiß und den Kindern will ich schon aufwarten, und wenn die Glocke vom Türmchen läutet, dann kommt ordentlich heim,« Die Großmutter wußte schon, daß es ihrer zwei waren.

Jetzt schoß Stineli davon wie ein Vogel, dem man die Käfigtür aufgemacht hat, und drüben stand Rico, der hatte schon lange gewartet. Nun zogen sie aus über die Wiese hin, der Waldhöhe zu. Die Sonne schien über die Berge, und der Himmel lag blau darüber. Auf der Schattenseite mußten sie noch ein wenig im Schnee gehen bis hinauf, aber nun kam die Sonne von vorn und flimmerte über den See. Schöne, trockene Plätzchen gab's schon am Abhang, steil über dem Wasser. Dahin setzten sich die Kinder. Ein scharfer Wind pfiß über die Höhe und sauste ihnen um die Ohren, Stineli war voll lauter Freude. Ein Mal über das andere rief sie aus:

»Sieh, sieh, die Sonne, wie schön! Jetzt wird's Sommer; sieh, wie es glitzert auf dem See, Es kann gar keinen schöneren See geben, als der ist«, sagte sie zuversichtlich.

»Ja, ja, Stineli, du solltest nur einmal den See sehen, den ich meine!« und Rico schaute so verloren über den See hin, als finge, was er ansehen wollte, erst dort an, wo man nichts mehr sah.

»Siehst du, dort stehen nicht so schwarze Tannen mit Nadeln, da sind glänzende, grüne Blätter und große rote Blumen, und die Berge stehen nicht so hoch und schwarz und so nah, nur weit drüben liegen sie ganz violett, und am Himmel und auf dem See ist alles golden und so still und warm, Der Wind ist dort nicht so rauh, und die Füße hat man nicht voll Schnee. Man kann immer am sonnigen Boden sitzen und zuschauen,«

Stineli war hingerissen. Sie sah schon die roten Blumen und den goldenen See vor sich, das mußte doch schön sein!

»Vielleicht kannst du wieder einmal dahingehen an den See und alles wieder sehen; weißt du den Weg?«

»Man geht auf den Malojapaß. Dort bin ich schon mit dem Vater gewesen. Er hat mir die Straße gezeigt, die geht den ganzen Berg hinunter, immer so hin und her, und weit unten ist der See, aber noch so weit, daß man fast nicht hinkommen kann,«

»Ach, das ist ganz leicht«, meinte Stineli; »du müßtest nur immer weiter gehen, so kämest du sicher zuletzt hin.«

»Aber der Vater hat mir noch etwas gesagt. Siehst du, Stineli: wenn man auf dem Wege ist und in ein Wirtshaus hineingeht und ißt und schläft da, muß man immer bezahlen, da muß man wieder Geld haben,«

»Oh, Geld haben wir jetzt so viel«, rief Stineli triumphierend. Aber Rico freute sich nicht mit.

»Das ist gerade soviel wie nichts, das weiß ich noch von der Geige her«, sagte

er traurig.

»So bleib du lieber daheim, Rico; sieh, es ist doch daheim so schön!«

Eine Weile saß Rico nachdenklich da, seinen Kopf in die Hand gestützt, und seine Augenbrauen kamen wieder ganz zusammen. Jetzt kehrte er sich wieder zu Stineli, die unterdessen von dem weichen, grünen Moos ausrupfte und ein Bettlein machte, zwei Kissen und eine Decke, die wollte sie der kranken Urschli bringen.

»Du sagst, ich soll nur daheim bleiben, Stincli«, sagte er mit gekrauster Stirne; »aber siehst du, mir ist es gerade so, als wenn ich nicht wüßte, wo ich daheim bin,«

»Ach, was sagst du«, rief Stineli und warf vor Erstaunen eine ganze Hand voll Moos weg. »Hier bist du daheim, natürlich, Da ist man immer daheim, wo man seinen Vater und seine Mutter - " ; hier hielt sie plötzlich inne: Rico hatte ja keine Mutter, und der Vater war schon lange fort, und die Base? Stineli kam der Base nie zu nah, denn diese hatte ihr nie ein gutes Wort gegeben; sie wußte gar nicht mehr, wäs sie noch sagen sollte, Aber Stineli konnte in einem so unsicheren Zustande nicht lange bleiben, Rico sann wieder vor sich hin; auf einmal faßte sie ihn am Arm und rief:

»Nun möchte ich doch wissen, wie der See heißt, wo es so schön ist?«

Rico dachte nach, »Ich weiß es nicht«, sagte er, selbst darüber verwundert.

Da schlug Stineli vor, sie wollten jemand fragen, wie der See heiße; denn wenn Rico doch einmal viel Geld hätte und gehen könnte, müßte er ja den Weg erfragen und einen Namen wissen. Nun fingen sie an zu beraten, wen man fragen könnte: den Lehrer oder die Großmutter, Da fiel es Rico ein, der Vater werde es am besten wissen; den wollte er fragen, sobald er heim-komme.

Unterdessen war die Zeit vergangen, und auf einmal hörten die Kinder ganz in der Ferne ein leises Läuten, Sie kannten den Ton, es war die Abendglocke. Sie sprangen sofort vom Boden auf und rannten mitoinander Hand in Hand durch Gestrüpp und Schnee die Halde hinunter und über die Wiese hin, und die Glocke war noch nicht lange verklungen, als sie schon an der Tür standen, wo die Großmutter nach ihnen aussah.

Stineli mußte nun gleich ins Haus hinein, und die Großmutter sagte nur schnell: »Geh du auch gleich hinein, Rico, und bleib nicht mehr vor der Tür stehen.«

Das hatte die Großmutter noch nie zu ihm gesagt, obschon er immer gern noch draußen blieb; denn es gelüstete ihn nie, ins Haus zu gehen. Er gehorchte aber der Großmutter aufs Wort und ging sofort hinein.

## Ein trauriges Haus, aber der See hat einen Namen

Die Base war nicht in der Stube; so ging er wieder hinaus und machte die Küchentür auf. Da stand sie; aber ehe er eintreten konnte, hob sie den Finger in die Höhe, zischelte »Bst! Bst!« und sagte: »Mach nicht alle Türen auf und zu und einen Lärm, als kämen ihrer vier, Geh in die Stube hinein und halte dich still. Der Vater liegt oben in der Kammer; sie haben ihn auf einem Wagen gebracht, er ist krank,«

Rico ging hinein, setzte sich auf die Bank an der Wand und bewegte sich nicht. So saß er eine halbe Stunde lang; die Base schaffte noch immer in der Küche herum, Da dachte Rico, er wolle ganz leise in die Kammer hineinschauen, vielleicht wollte der Vater auch etwas zu Abend essen; es war schon lange Zeit dazu.

Er schlich hinter dem Ofen die kleine Treppe hinauf und kroch in die Kammer, Nach einiger Zeit kam er wieder und ging gleich in die Küche hinaus und nahe an die Base heran. Dann sagte er leise: »Base, komm!«

Diese wollte ihn eben tüchtig ausschelten, als ihre Blicke auf sein Gesicht fielen; es war völlig ohne Farbe, Wangen und Lippen weiß wie ein Tuch, und aus den Augen schaute er so dunkel, daß sich die Base fast fürchtete.

»Was hast du?« fragte sie hastig und folgte ihm unwillkürlich. Da lag der Vater mit starren Augen auf seinem Bett; er war tot.

»Ach, du mein Gott«, schrie die Base und lief mit Lärm zur Tür hinaus, die Treppe hinunter und gleich ins andere Haus hinein und rief, der Nachbar und die Großmutter sollten herüberkommen; und von da lief sie zum Lehrer und zum Gemeindevorsteher.

So kam eins ums andere und alle traten in die stille Kammer, bis sie voll von Menschen war; denn einer hörte draußen vom andern, was geschehen sei. Und mitten in dem Gewimmel und den vielen bedauernden Worten der Nachbarn stand Rico an dem Bett, lautlos und unbeweglich, und schaute den Vater an.

Die ganze Woche durch kamen täglich noch Leute ins Haus, die den Vater ansehen und von der Base hören wollten, wie alles zugegangen sei, so daß es Rico einmal über das andere erzählen hörte: Sein Vater hatte drunten bei St. Gallen an einer Eisenbahn Arbeit gehabt. Beim Steinsprengen hatte er eine tiefe Wunde in den Kopf bekommen, und da er nun doch nicht mehr arbeiten konnte, wollte er heimgehen, um sich zu pflegen, bis es besser würde. Aber die lange Reise, teils zu Fuß, teils auf offenen Fuhrwagen, hatte er nicht ertragen können, war am Sonntag gegen Abend daheim angekommen und hatte sich auf sein Bett gelegt. Ohne daß ihn jemand gesehen hatte, war er gestorben; denn Rico hatte ihn schon starr ausgestreckt auf dem Bett gefunden.

Am Sonntag darauf wurde der Vater begraben. Rico war der einzige Verwandte, der dem Sarge folgte. Einige gute Nachbarn hatten sich noch angeschlossen; so ging der Zug hinüber nach Sils. Dort hörte Rico, wie der Pfarrer bei der Beerdigung laut ablas: »Der Verstorbene hieß Enrico Trevillo und war gebürtig aus Peschiera am Gardasee.« Da war es Rico, als höre er etwas, das er gut gewußt, aber nicht mehr hatte zusammenfinden können. Immer hatte er auch den See vor sich gesehen, wenn er mit dem Vater gesungen hatte:

»Una sera in Peschiera.«

Aber er hatte nicht gewußt, warum. Leise mußte er die Namen wiederholen; eine Menge alte Lieder lebte damit in ihm auf.

Als er allein zurückgewandert kam, sah er die Großmutter auf dem Holzstumpf

sitzen und neben ihr Stineli. Sie winkte ihn zu sich. Dann steckte sie ihm ein Stück Brot in die Tasche, gab auch Stineli davon und sagte, nun sollten sie spazieren gehen, an dem Tage solle auch Rico nicht allein sein. Da wanderten die Kinder zusammen in den hellen Abend hinaus. Die Großmutter blieb auf ihrem Holze sitzen und schaute mitleidig dem schwarzen Büblein nach, bis sie nichts mehr von den Kindern sehen konnte. Dann sagte sie leise für sich:

»Doch was er tut und läßt geschehn, Das nimmt ein gutes End!«

## Ricos Mutter

Über den Weg von Sils her kam der Lehrer gegangen. Er hatte an dem Begräbnis teilgenommen. Er hustete und keuchte, und als er nun bei der Großmutter angekommen war und einen »guten Abend« geboten hatte, setzte er hinzu: »Wenn es Euch recht ist, Nachbarin, nehme ich einen Augenblick Platz neben Euch; denn ich habe es stark im Hals und auf der Brust; aber was kann unsereins sagen mit bald siebzig Jahren, wenn man solche rüstige Männer begräbt, wie den heute. Er war noch nicht fünfunddreißig und ein Mann wie ein Baum.«

Der Lehrer hatte sich neben die Großmutter niedergesetzt.

»Es gibt mir auch zu denken«, sagte diese, »daß ich, eine Fünfundsiebzigjährige, übrig bleibe, und da und dort ein Junges fort muß, das könnte man denken, auf Erden noch nötig ist.«

»Die Alten werden auch noch zu etwas gut sein. Wo wäre sonst ein Beispiel für die Jungen?« bemerkte der Lehrer. »Aber was meint Ihr, Nachbarin, was soll nun aus dem Büblein werden?«

»Ja, was soll aus dem Rico werden?« wiederholte die Großmutter. »Ich frage auch so, und wenn ich nur auf die Menschen sehen wollte, so wüßte ich keine Antwort. Aber es ist noch ein Vater im Himmel, der die verlassenen Kinder sieht. Er wird auch einen Weg für das Büblein finden.«

»Sagt mir einmal, Nachbarin, wie ging es zu, daß der Italiener die Tochter von Eurer Nachbarin da drüben zur Frau bekam? Man weiß doch nie, woher solche fremden Menschen kommen und was mit ihnen ist.«

»Es ging eben, wie es geht, Nachbar. Ihr wißt ja, meine alte Nachbarin, die Frau Anne-Dete, hatte alle ihre Kinder verloren und auch den Mann und lebte allein drüben im Häuschen mit der jungen Marie, die immer lustig und froh war. Es mögen jetzt elf oder zwölf Jahre sein, da kam der Trevillo zuerst hierher. Er hatte Arbeit oben am Maloja und hier herunter mit den Burschen, und kaum hatten Marie und er einander gesehen, so wurden sie sich einig, und sie wollten heiraten.

Und das muß man dem Trevillo nachsagen, er war nicht nur ein schöner Bursche, der jedem gefallen konnte, sondern auch ein anständiger und rechtschaffener Mensch; die Anne-Dete hatte selber ihre Freude an ihm. Sie hatte gehofft, die beiden würden bei ihr im Häuschen bleiben, und der Trevillo hätte es gern getan. Er verstand sich gut mit der Mutter, und Marie tat er alles zu Willen. Er war aber manchmal mit ihr nach dem Maloja hinaufspaziert und hatte die Straße hinuntergeschaut, die weit ins Tal hinabgeht, und er hatte ihr erzählt, wie es unten sei, wo er daheim war. Da hatte sich die Marie in den Kopf gesetzt, sie wolle dort hinunter, und es half alles nichts, wie auch die Mutter jammerte, sie könnten dort nicht leben. Da sagte der Trevillo, deswegen solle sie keine Angst haben, er habe ein Gütlein und ein Häuschen unten, er sei nur lieber ein wenig in die Welt hinausgezogen.

Jetzt hatte die Marie gewonnen, und nach der Hochzeit wollte sie auf der Stelle den Berg hinunter. So geschah es, Marie schrieb dann der Mutter, ihr gehe es gut, und Trevillo sei der beste Mann.

Nach etwa fünf oder sechs Jahren trat eines Tages der Trevillo drüben in die Stube ein bei der Anne-Dete, hatte ein Büblein an der Hand und sagte: »Da Mutter, das ist noch das einzige, was ich von Marie habe; sie liegt begraben dort unten mit einem anderen kleinen Kind. Der Bub hier war ihr erstes. Er war ihr Liebling.«

So hat sie's mir erzählt. Dann habe er sich auf die Bank niedergelassen, wo er zuerst die Marie gesehen hatte und habe gesagt: hier wolle er bleiben mit seinem

Bübelin, wenn's der Mutter recht sei; denn dort unten habe er's nicht mehr ausgehalten.

Das war Freud und Leid miteinander für die Anne-Dete. Der kleine Rico war vier Jahre alt und ein liebes, nachdenkliches Büblein, ohne Lärm und Unart. Er war ihre letzte Freude; ein Jahr nachher starb sie schon. Man riet dem Trevillo, die Base der Anne-Dete zu sich zu nehmen für Haushalt und Kind.«

»So, so«, sagte der Lehrer, als die Großmutter schwieg; »das habe ich alles nicht gewußt. Es kann nun sein, daß sich mit der Zeit Verwandte des Trevillo melden. Man wird ihnen sagen müssen, daß sie etwas für den Knaben tun sollen.«

»Verwandte«, seufzte die Großmutter, »die Base ist auch eine Verwandte; von ihr bekommt Rico wenig gute Worte im Jahr.«

Der Lehrer stand mühsam von seinem Sitz auf. »Mit mir geht's bergab, Nachbarin?, sagte er kopfschüttelnd. »Ich weiß nicht, wo meine Kräfte hingekommen sind.«

Die Großmutter ermunterte ihn und sagte: er sei ja noch ein junger Mann im Vergleich zu ihr. Sie mußte sich aber doch wundern, wie langsam er davonging.

## Ein wunderbares Vermächtnis und ein kostbares Vaterunser

Es kamen nun viele schöne Sommertage, und wo die Großmutter nur konnte, richtete sie es ein, daß Stineli einen freien Augenblick bekam; aber es gab immer mehr zu tun in dem Hause. Rico stand manche Stunde auf seiner Schwelle und sah erwartungsvoll nach der Tür drüben, ob Stineli komme.

Im September, die Leute saßen oft noch vor den Häusern, um sich der letzten warmen Abende zu erfreuen, da saß auch der Lehrer noch vor seiner Tür; aber er sah abgemagert aus und keuchte immer mehr, und eines Morgens, als er aufstehen wollte, hatte er die Kraft nicht mehr und fiel wieder auf sein Kissen zurück. Da lag er denn ganz still und fing an, allerlei zu bedenken, und wie es kommen würde, wenn er sterben müßte. Er hatte keine Kinder, und seine Frau war schon lange gestorben; nur eine alte Magd war noch bei ihm im Hause. Er mußte hauptsächlich nachdenken, wohin alle die Sachen kämen, die ihm angehörten, wenn er nicht mehr da wäre, und als er seine Geige sah, die ihm gerade gegenüber an der Wand hing, sagte er zu sich: »Die müßte ich auch dalassen.« Der Tag kam ihm in den Sinn, an dem Rico hier vor ihm gestanden und geigeigt hatte. Er hätte sie dem Büblein eher gegönnt als einem fernen Vetter, der vom Geigenspielen nichts verstand.

Er überlegte: wenn er sie billig hergeben würde, könnte Rico sie vielleicht erstehen. Der Vater habe ihm doch wohl ein wenig Geld hinterlassen. Da fiel ihm ein, wenn er die Geige verlassen müsse, er das Geld auch nicht mehr brauchen könne. Aber er konnte doch ein Instrument, für das er sechs harte Gulden auf den Tisch gelegt hatte, nicht nur so wegschenken. So dachte er immer schärfer darüber nach, wie es zu machen wäre, daß er die Geige nicht so für nichts hergeben müßte, daß sie ihm doch irgend etwas eintrüge; aber zuletzt kam ihm immer wieder klar vor Augen, daß dorthin, wohin er die Geige nicht mitnehmen konnte, er auch nichts anderes fortzubringen imstande war, und daß all sein Gut hier zurückbleiben würde.

Unterdessen fühlte er das Fieber mehr und mehr, und gegen Abend und die ganze Nacht durch lag er in einem großen Kampf von vielen Gedanken. Alte Dinge stiegen vor seinen Augen auf, die er schon lange vergessen hatte, und verfolgten ihn so daß er am Morgen ganz erschöpft dalag und nur noch einen Gedanken hatte: er wollte gern etwas Gutes tun, er wünschte gleich auf der Stelle ein gutes Werk zu verrichten.

Er klopfte mit dem Stock an die Wand, bis die alte Magd hereinkam; dies schickte er zur Großmutter hinaus, sie solle bald zu ihm kommen.

Die Großmutter trat auch bald nachher in seine Stube, und ehe sie nur recht fragen konnte, wie es ihm gehe, sagte er: »Seid so gut und nehmt dort die Geige herunter und bringt sie dem Waisenbüblein. Ich will sie Rico schenken, doch soll er sie gut behandeln.«

Die Großmutter verwunderte sich aufs höchste und rief einmal über das andere aus: »Was wird der Rico sagen!«

Dann bemerkte sie, daß der Lehrer ein wenig unruhig wurde, wie wenn die Sache Eile hätte. So verließ sie ihn bald und eilte nun, so sehr sie konnte, mit ihrem Geschenk unter dem Arm übers Feld; denn sie konnte selbst kaum erwarten, daß Rico sein Glück erfahre.

Dieser stand unter der Haustür. Auf den Wink der Großmutter kam er ihr entgegengelaufen.

»Da, Rico«, sagte sie und hielt ihm die Geige hin, »die schickt dir der Lehrer zum Geschenk, sie ist dein.«

Rico stand da wie im Traum; aber es war Wirklichkeit. Die Großmutter hielt ihm wirklich die Geige entgegen.

»Nimm sie, Rico, sie ist dein«, wiederholte sie.

Zitternd vor Freude und innerer Aufregung ergriff Rico jetzt seine Geige, nahm sie in den Arm und schaute sie unverwandt an, als könne sie ihm wieder wegkommen, wenn er einmal wegsehen würde.

»Du sollst sie gut behandeln«, ergänzte die Großmutter ihren Auftrag. Sie mußte aber ein wenig lachen, die Ermahnung schien nicht nötig zu sein. »Und Rico, denk auch an den Lehrer und vergiß nie, was er an dir getan hat. Er ist sehr krank.«

Nun trat die Großmutter in ihr Haus ein, und Rico eilte mit seinem Schatz in seine Kammer hinauf; dort war er immer ganz allein.

Dorthin setzte er sich und strich und geigte fort und fort, und vergaß Essen und Trinken und alle Zeit. Erst als es schon fast dunkeln wollte, stand er auf und ging die Treppe hinunter. Die Base kam aus der Küche und sagte: »Du kannst erst morgen wieder essen, heut hast du dich nicht gut aufgeführt, so daß dir nichts mehr zukommt.«

Rico empfand keinen Hunger, obschon er seit dem frühen Morgen nichts gegessen hatte. Auch jetzt hatte er nicht ans Essen gedacht und ging ganz getrost ins andere Haus hinüber; er suchte die Großmutter. Stineli stand am Herd und machte das Feuer an. Wie sie des Rico ansichtig wurde, mußte sie laut aufjauchzen; denn schon den ganzen Tag hindurch, seit die Großmutter erzählt hatte, was mir des Lehrers Geige geschehen war, brannte ihr der Boden unter den Füßen, weil sie nicht hinaus-konnte, um ihre Freude bei Rico auszulassen; aber sie durfte keinen Augenblick fort. Nun war sie aber auch wie außer sich und rief einmal ums andere: »Jetzt hast du sie! Jetzt hast du sie!«

Auf den Lärm hin kam die Großmutter aus der Stube, und Rico ging gleich zu ihr und sagte: »Großmutter, kann ich gehen und dem Lehrer danken, auch wenn er krank ist?«

Die Großmutter besann sich ein wenig; denn der Lehrer hatte schon am Morgen sehr krank ausgesehen; dann sagte sie: »Wart ein wenig, Rico, ich will mit dir gehen«, und ging, eine saubere Schürze anzuziehen. Dann wanderten sie miteinander dem Schulhaus zu. Die Großmutter trat zuerst ein. Rico kam ihr leise nach, die Geige im Arm; denn diese hatte er noch keinen Augenblick weggelegt, seit sie ihm gehörte.

Der Lehrer lag sehr matt da. Rico trat an das Bett heran und schaute dabei auf seine Geige und konnte nichts sagen, aber seine Augen funkelten so, daß der Lehrer ihn wohl verstanden hatte. Er warf einen frohen Blick auf den Knaben und nickte ihm zu. Dann winkte er die Großmutter zu sich heran. Rico trat auf die Seite, und der Lehrer sagte mit schwacher Stimme: »Großmutter, es wäre mir recht, wenn Ihr mir ein Vaterunser beten wolltet; mir wird so bang.«

Jetzt hörte man die Abendglocken herüberläuten; Rico faltete schnell die Hände, und die Großmutter faltete die ihrigen und sie betete das Vaterunser. Dann wurde es ganz still in der Stube. Die Großmutter beugte sich ein wenig und drückte dem alten Mann die Augen zu; denn er war verschieden. Dann nahm sie Rico an der Hand und ging leise mit ihm hinaus.

## Am Silsersee

Stineli kam in dieser Woche vor Freude nicht mehr ins Gleichgewicht; aber ihr schien auch, als sei die Woche länger als sonst; denn es wollte gar nicht Sonntag werden.

Als er aber endlich gekommen war und eine goldene Sonne über die Herbsthöhen leuchtete, und sie mit Rico oben unter den Tannen stand, und der glitzernde See vor ihnen lag, da kam eine solche Freude über Stineli, daß sie rings im Moos herumhüpfen und jauchzen mußte. Dann setzte sie sich auf den äußersten Rand am Abhang, daß sie alles sehen konnte: die sonnigen Höhen und den See und weit hinüber den blauen Himmel.

Nun rief sie: »Komm Rico, nun wollen wir singen, lang, lang!«

Rico setzte sich neben Stineli und machte seine Geige zurecht, die er mitgenommen hatte.

Nun fing er an zu spielen und die Kinder sangen:

ihr Schäflein, hinunter      Von sonniger Höh

Und sie sangen alle Verse durch; aber Stineli hatte noch lange nicht genug.

»Wir wollen immer weiter singen«, sagte sie und sang weiter:

»Ihr Schäflein, hinüber auf die lustige Höh.

Die Sonne steht drüber und der Wind geht am See.

»Sing noch weiter!« Stineli war ganz begeistert vor Freude und schaute auf und ab, und sang wieder:

»Und die Schäflein, und die Schäflein,      Und der Himmel so blau,      Und rot  
und weiße Blumen      Auf der grasgrünen Au!«

Rico geigte und sang mit und sagte: »Sing noch weiter!« Seneli sah Rico lachend an und sang:

»Und ein Bub ist so traurig,      Und ein Mädle, das lacht,      Und ein See ist  
wie der andre      Von Wasser gemacht.«

Rico lachte auch und sang und sagte: »Sing noch weiter!« Da fing Stineli noch einmal an und sang hintereinander, und Rico geigte immerfort:

Und die Schäflein? und die Schäflein,      Die springen herum,      Und sind  
alleweil fröhlich,      Und wissen auch nicht warum.

Und ein Bub und ein Mädle, Die sitzen am See, Und tät er nichts  
denken, So tät's ihm nicht weh.«

Und nun fingen sie wieder von vorn an und sangen ihr Lied hintereinander durch. Sie hatten ein großes Wohlgefallen daran, und wenn sie es fertig gesungen hatten, so begannen sie noch einmal, und dann noch einmal. Sie sangen das Lied wohl zehnmal durch, und je mehr sie es sangen, desto besser gefiel es ihnen.

Rico spielte dann noch einige Melodien, die er vom Vater her wußte, aber nach einer Weile kamen sie wieder auf ihr Lied zurück und sangen aufs neue.

Aber mitten drin hörte Stineli auf und rief: »Jetzt kommt es mir in den Sinn, wie du an den See hinunter kannst und doch kein Geld brauchst.«

Rico hielt plötzlich inne und schaute erwartungsvoll auf Stineli.

»Siehst du«, fuhr sie eilig fort, »jetzt hast du eine Geige und kannst ein Lied. Da mußt du bei jedem Wirtshaus unter die Stubentür gehen und das Lied singen und geigen; dann geben dir die Leute etwas zu essen und lassen dich in ihrem Haus schlafen; denn sie sehen, daß du kein Bettler bist. So kannst du gehen bis an den See, und auf dem Heimweg kannst du es wieder so machen.«

Rico wurde ganz nachdenklich, doch Stineli ließ ihm keine Zeit, zum Nachdenken, sie wollte noch einmal singen.

Vor lauter Singen hörten sie auch die Abendglocke nicht, und erst als es zu dunkeln anfang, merkten sie, daß es Zeit war heim-zugehen. Schon von fern sahen sie die Großmutter, wie sie ängstlich umherschautete.

Stineli war zu sehr in Begeisterung, um von einer Besorgnis gedämpft zu werden. Sie rannte auf die Großmutter zu und rief: »Du kannst nicht glauben, Großmutter, wie gut der Rico geigen kann, und wir haben jetzt ein eigenes Lied, nur für uns. Wir wollen dir's gleich singen.«

Ehe die Großmutter nur ein Wort sagen konnte, sangen sie schon mit heller Stimme zu der Geige ihr ganzes Lied durch, und die Großmutter hörte die frischen Stimmen gerne. Sie setzte sich auf das Holz, und als die Kinder zu Ende waren, sagte sie: »Komm, Rico, jetzt mußt du mir noch ein Lied spielen, und wir wollen es miteinander singen. Kannst du das Lied: »Ich singe dir mit Herz und Mund?«

Rico hatte es vielleicht schon gehört, aber er wußte es nicht mehr recht und meinte, erst müsse es die Großmutter einmal singen; dann wolle er leise nachgeigen, und nachher könne er's.

«Jetzt werd' ich noch Vorsinger mit meiner Zitterstimme«, sagte die Großmutter, aber sie sang vergnügt einen Vers durch, und wenn die Stimme ein wenig zitterte, so war sie doch ganz richtig, und Rico konnte die Melodie gut nachspielen.

Sie begannen, und vor jedem Vers sagte die Großmutter den Kindern die Worte vor, und so sangen sie fröhlich alle miteinander:

»Ich singe dir mit Herz und Mund, Herr, meines Herzens Lust. Ich  
sing und mach auf Erden kund, Was mir von dir bewußt.

Ich weiß, daß du der Brunn der Gnad Und ewge Quelle bist. Daraus  
uns allen früh und spat Viel Heil und Gutes fließt.

Was kränkst du dich in deinem Sinn? Und grämst dich Tag und Nacht?  
Nimm deine Sorg und wirf sie hin Auf den, der dich gemacht.

Er hat noch niemals was versehn In seinem Regiment, Nein, was er

tut und läßt geschehn            Das nimmt ein gutes End.

Ei nun, so laß ihn ferner tun            Und red ihm nicht darein,            So wirst du hier  
im Frieden ruhn            Und ewig fröhlich sein.

»So«, sagte die Großmutter zufrieden, »das war ein rechter Abendsegen, jetzt  
könnt ihr in Frieden zur Ruhe gehen, Kinder.«

## Ein rätselhaftes Ereignis

Als Rico in das Häuschen eintrat, später als sonst, denn über dem Gesang war wohl eine halbe Stunde vergangen, schoß ihm die Base entgegen.

»Fängst du jetzt so an?« rief sie. »Das Essen stand eine Stunde lang auf dem Tisch, jetzt ist's fort. Geh nur gleich in deine Kammer, und wenn du ein ganzer Vagabund und Lump wirst, so bin ich nicht schuld. Ich will lieber irgendetwas anderes tun, als einen Buben hüten, wie du einer bist.«

Rico hatte nie ein einziges Wörtchen geantwortet, wenn die Base ihn schmähte, aber an diesem Abend schaute er sie an und sagte: »Ich kann dir schon aus dem Wege gehen, Base.«

Sie schob den Riegel an der Haustür vor, daß es krachte, dann schoß sie in die Stube hinein und schlug die Tür hinter sich zu. Rico ging in seine dunkle Kammer hinauf.

Am folgenden Tage, als drüben die ganze große Haushaltung, Eltern, Großmutter und alle Kinder beim Abendessen saßen, kam die Base herübergelaufen und rief in die Stube hinein, ob sie etwas von Rico wüßten; sie wisse nicht, wo er sei.

»Der wird schon kommen, wenn's ans Abendessen geht«, antwortete der Vater geruhlich.

Die Base kam ganz in die Stube hinein; denn sie hatte gedacht, sie könne den Buben nur heraufrufen, er werde wohl da sein. Nun erzählte sie, er sei schon zum Morgenessen nicht gekommen und zum Mittagessen nicht, und im Bett sei er auch nicht gewesen; das sei noch wie gestern. Sie glaube fast, der sei schon am frühesten Morgen vor Tag auf seine Lumpereien ausgegangen; denn der Riegel sei schon inwendig von der Haustür weggeschoben gewesen, als sie auftun wollte. Zuerst sei ihr der Gedanke gekommen, sie selbst habe versehentlich vergessen, zuzuriegeln; denn kein Mensch wisse, was sie für Ärger herumtragen müsse.

»Da ist was Übles geschehen«, sagte der Vater, unentwegt ruhig. »Er wird in eine Spalte hineingefallen sein, am Berg oben; das gibt es manchmal mit so schmalen Buben, die überall herum-klettern. Ihr hättet es ein wenig früher sagen sollen«, fuhr er langsam fort, »man wird ihn suchen müssen, und des Nachts sieht man nichts.«

Jetzt fuhr die Base los und machte einen furchtbaren Lärm. Sie habe wohl gedacht, man werde ihr noch Vorwürfe machen wollen; so gehe es immer, wenn man schon jahrelang soviel ertragen und dazu geschwiegen habe.

»Kein Mensch sieht ihm an«, rief sie aus und glaubte damit eine große Wahrheit zu sagen, »was für ein heimtückischer, hinterlistiger, verstockter Bube der ist, und wie er mir das Leben schwer gemacht hat seit vier Jahren. Ein Vagabund wird er, ein Landstreicher und schändlicher Lump!«

Die Großmutter hatte schon lange aufgehört zu essen. Sie war vom Tische aufgestanden und vor die Base hingetreten, die immer noch lärmte. »Hört auf, Nachbarin, hört auf«, mußte die Großmutter zweimal sagen, bevor die andere nachgab. »Ich kenne den Rico auch; seit man das Büblein seiner Großmutter brachte, habe ich es immer gekannt. Wenn ich an Eurer Stelle wäre, würde ich kein Wörtlein mehr sagen, aber ein wenig nachsinnen, ob das Büblein, dem ein Unglück begegnet sein kann, und das vielleicht schon da droben steht vor dem lieben Gott, niemanden anzuklagen hat, der schweres Unrecht an ihm getan hat mit bösen Worten.«

Der Base war es schon ein paarmal aufgestiegen, wie Rico sie am Abend angeschaut und gesagt hatte: »Ich kann dir schon aus dem Wege gehen.« Sie hatte auch so furchtbar gelärmt, um diese Gedanken zu übertönen. Sie mochte die Großmutter nicht ansehen und sagte, sie müsse gehen, vielleicht sei Rico doch nun heimgekommen, was sie jetzt gern gesehen hätte.

Von dem Tage an sagte die Base nie mehr ein Wort gegen Rico vor der Großmutter, aber auch sonst sprach sie nicht mehr viel.

Sie glaubte, wie alle anderen Leute auch, Rico sei tot und war froh, daß niemand wußte, was er am letzten Abend zu ihr gesagt hatte.

Am Morgen nach der Nachricht ging Stinelis Vater in die Tenne hinaus und suchte eine Stange. Er hatte gesagt, er wolle ein paar Nachbarn rufen, man müsse doch den Buben suchen, etwa gegen den Gletscher zu und oben bei den Felsspalten.

Stineli war ihm nachgeschlichen, und der Vater sagte: »Es ist recht, komm, hilf mir suchen, du kannst besser in die Winkel hinein als ich.«

Erst als eine hohe Bohnenstange gefunden war, sagte sie: »Aber Vater, wenn Rico vielleicht der Straße nachgegangen wäre, dann könnte er doch in nichts hineingefallen sein?«

»Freilich kann er«, entgegnete der Vater. »Solch unvernünftige Buben kommen vom Weg ab und in die Klüfte hinein, sie wissen gar nicht, wie. Er war ein Träumer.«

Daß Rico dies war, wußte Stineli besser als irgend jemand, und von dem Augenblick an kam eine große Angst in ihr Herz und wuchs mit jedem Tage, so daß sie vor Qual und Unruhe nicht mehr essen und nicht mehr schlafen konnte und alle Arbeit tat, als wäre sie nicht dabei.

Rico wurde nicht gefunden. Kein Mensch hatte etwas von ihm gesehen. Man suchte ihn nicht mehr, und bald fanden die Leute einen Trost und sagten: »Es ist dem Waisenbublein wohl geschehen, es war doch verlassen und hatte niemand mehr.«

## Ein wenig Licht

Aber Stineli wurde stiller und magerer von Tag zu Tag. Die kleinen Kinder schrien: »Stineli will nichts erzählen und lacht nicht mehr.« Die Mutter sagte zum Vater: »Siehst du's denn nicht? Sie ist ja nicht mehr die gleiche.«

Und der Vater sagte: »Es kommt vom Wachsen, man muß ihr morgens ein wenig Geißmilch geben.«

Als drei Wochen vergangen waren, nahm die Großmutter eines Abends Stineli in ihre Kammer hinauf und sagte: »Sieh, Stineli, ich kann es wohl begreifen, daß du Rico nicht vergessen kannst, aber du mußt doch denken, daß der liebe Gott ihn weggenommen hat, und wenn es so sein mußte, so war es gut für Rico, das werden wir später noch einsehen.«

Da fing Stineli so zu weinen an, wie es die Großmutter nie an ihr erlebt hatte, und sie schluchzte überlaut: »Der liebe Gott hat es ja nicht getan, ich bin ja schuld, Großmutter. Darum muß ich fast sterben vor Angst; denn ich habe Rico angestiftet, an den See hinabzugehen, und nun ist er in die Schluchten hineingefallen und ist tot, und es hat ihm so weh getan, und ich bin an allem schuld.« Und Stineli weinte und schluchzte zum Erbarmen.

Der Großmutter fiel eine schwere Last vom Herzen; sie hatte Rico verloren gegeben, und heimlich hatte sie der quälende Gedanke verfolgt, das arme Büblein sei der bösen Base entlaufen und liege vielleicht drüben im Wasser, oder sei im Wald zugrundegegangen. Jetzt stieg auf einmal eine neue Hoffnung in ihr auf.

Sie beruhigte Stineli soweit, daß diese ihr die Geschichte von dem See erzählen konnte, von der sie nichts wußte: wie Rico immer von dem See gesprochen und es ihn dahin gezogen hatte, und wie Stineli den Weg auffand. Sie war ganz sicher, daß Rico dahin gewandert wäre; aber des Vaters Worte von den Fels-spalten hatten Stineli um alle Hoffnung gebracht.

Die Großmutter nahm das Kind bei der Hand und zog es zu sich heran. »Komm, Stineli«, sagte sie liebevoll, »ich muß dir nun etwas erklären. Weißt du, wie's in dem alten Liede heißt, das wir noch mit Rico gesungen haben am letzten Abend«

## Denn was er tut und läßt geschehn, Das nimmt ein gutes End.

Du hast etwas recht Verkehrtes getan, das wirst du jetzt für dein Lebtage wissen, und was geschehen kann, wenn Kinder in die Welt hinauslaufen und Sachen unternehmen wollen, die sie gar nicht kennen, und niemand ein Wort davon sagen. Aber nun hat das der liebe Gott so geschehen lassen, und nun dürfen wir bestimmt hoffen, daß alles noch ein gutes Ende nimmt.

Jetzt denk daran, Stineli, und vergiß nie mehr, was du da erfahren hast. Weil es dir aber recht von Herzen leid ist, so darfst du jetzt auch den lieben Gott bitten, daß er doch noch etwas Gutes mache aus dem verkehrten Zeug, das ihr da angestellt habt, du und der Rico. Dann darfst du auch wieder fröhlich sein, Stineli, und ich bin es mit dir; denn ich glaube zuversichtlich, daß Rico noch am Leben ist, und daß ihn der liebe Gott nicht verläßt.«

Von dem Tage an wurde Stineli wieder munter, und wenn ihr auch Rico überall fehlte, so hatte sie doch keine Angst mehr und auch keine Vorwürfe mehr im Herzen. Tag für Tag schaute sie nach der Straße hinüber, ob nicht etwa Rico dort vom Malojapaß herunterkomme. So ging die Zeit dahin, aber von Rico hörte man nichts mehr.

## Eine lange Reise

Rico hatte sich an jenem Sonntagabend in seiner dunklen Kammer auf seinen Stuhl gesetzt. Da wollte er bleiben, bis die Base zu Bett gegangen war.

Nachdem Stineli die Entdeckung gemacht hatte, wie die Reise nach dem See auszuführen wäre, kam Rico die Sache so leicht vor, daß er sich nur noch besinnen wollte, wann er am besten gehen könne; denn er hatte das Gefühl, die Base würde ihn vielleicht zurückhalten, obwohl er wußte, daß er ihr nicht fehlen würde.

Als sie dann beim Heimkommen so auf ihn losschalt, dachte er: »Ich werde gehen, sobald sie im Bett ist.«

Als er nun so im Dunkeln auf seinem Stuhl saß, dachte er nach, wie angenehm es sein würde, wenn er nun so viele Tage lang die Base nie mehr werde schelten hören, und welch große Büschel von den roten Blumen er Stineli mitbringen wolle, wenn er zurückkomme. Und dann sah er die sonnigen Ufer und die violetten Berge vor sich und war plötzlich eingeschlafen.

Er schlief aber nicht bequem, denn die Geige hatte er nicht aus der Hand gelegt. So erwachte er wieder nach einiger Zeit, es war aber noch ganz dunkel. Nun kam ihm aber gleich alles klar in den Sinn. Er war noch in seinem Sonntagswämschen, das war gut. Die Mütze hatte er noch von gestern her auf dem Kopf. Er nahm die Geige unter den Arm und ging leise die Treppe hinunter, schob den Riegel weg und zog in die kühle Morgenluft hinaus.

Über den Bergen fing es schon leise an zu tagen, und in Sils krahten die Hähne. Er ging tüchtig drauflos, damit er von den Häusern weg und auf die große Straße komme. Nun war er da und wanderte vergnügt weiter; denn ihm war alles so wohlbekannt, er war oft mit dem Vater da hinaufgegangen. Wie lange man aber gehen mußte, um auf den Malojapaß zu kommen, wußte er nicht mehr genau, und der Weg schien ihm unendlich zu sein, als er schon mehr als zwei Stunden immerfort gewandert war.

Nun kam nach und nach der helle Tag, und als er nach noch einer guten Stunde auf dem Platz vor dem Wirtshaus oben am Maloja angekommen war, wo er oft mit dem Vater die Straße hinuntergeschaut hatte, da lag ein sonniger Morgen über den Bergen, und die Tannenwipfel waren alle wie von Gold. Rico setzte sich an den Rand der Straße nieder. Er war schon recht müde, und nun merkte er auch, daß er nichts mehr gegessen hatte seit dem vorhergehenden Mittag. Aber er war nicht verzagt; denn nun ging es bergab, und nachher konnte unversehens

der See kommen. Wie er so dasaß, kam der große Postwagen herangerasselt; den hatte er schon oft gesehen, wenn er bei Sils vorbeifuhr, und immer dabei gedacht, das höchste Glück auf Erden genieße ein Kutscher, der immerfort mit einer Peitsche auf einem Bock sitzen und fünf Rosse regieren könne. Nun sah er einmal den Glücklichen in der Nähe, denn der Postwagen hielt still. Rico verwandte kein Auge von dem merkwürdigen Mann, der von seinem hohen Sitz herunterkam, ins Wirtshaus eintrat und mit mehreren großen Stücken Schwarzbrot, auf denen sehr große Brocken Käse lagen, wieder aus dem Haus trat. Nun zog der Kutscher ein festes Messer hervor und zerstückte sein Brot, und einem Pferd nach dem anderen steckte er einen guten Bissen ins Maul. Zwischenhinein kam er selbst an die Reihe, auf sein Stück Brot kam aber immer ein großes Stück Käse. Wie sie nun alle zusammen so vergnüglich aßen, schaute der Kutscher ein wenig um sich, und mit einem Male rief er: »He, kleiner Musikant, willst du auch mithalten? Komm her!«

Seit Rico das Brot und den Käse gesehen hatte, meldete sich der Hunger gewaltig. Er folgte gern der Einladung und trat zu dem Kutscher heran. Der schnitt ihm ein ganz erstaunlich großes Stück Brot, so daß Rico kaum wußte, wie er die Dinge bewältigen sollte.

Er mußte seine Geige ein wenig auf den Boden legen. Der Kutscher schaute wohlgefällig zu, wie Rico in sein Frühstück biß, und während er selbst sein Geschäft fortsetzte, sagte er:

»Du bist noch ein kleiner Geiger, kannst du auch etwas?«

»Ja, zwei Lieder, und dann noch das vom Vater«, antwortete Rico.

»So, und wohin willst du denn auf deinen zwei kleinen Beinen?« fuhr der Kutscher fort.

»Nach Peschiera am Gardasee«, war Ricos ernsthafte Antwort.

Jetzt entfuhr dem Kutscher ein so kräftiges Gelächter, daß Rico ganz erstaunt zu ihm auf sah.

»Du bist ein guter Fuhrwerker, du«, lachte der Kutscher noch einmal; »weißt du denn nicht, wie weit das ist, und daß ein schmales Musikantenbüblein, wie du eins bist, sich beide Füße mitsamt den Sohlen durchlaufen würde, bevor es noch einen Tropfen Wasser vom Gardasee gesehen hätte? Wer schickt dich denn dort hinunter?«

»Ich gehe aus mir selber«, sagte Rico

»Solch Bürschlein ist mir noch nicht vorgekommen«, lachte der Kutscher gutmütig. »Wo bist du daheim, Musikant?«

»Ich weiß es nicht recht, vielleicht am Gardasee«, erwiderte Rico völlig ernsthaft.

»Ist das eine Antwort!« Jetzt schaute der Kutscher den Knaben vor sich genau an. Wie ein verlaufenes Bettelbüblein sah Rico nicht aus. Der schwarze Lockenkopf über dem Sonntagswämschen und das feine Gesichtchen mit den ernsthaften Augen waren fein gebildet, und man schaute ihn gerne immer wieder an.

Dem Kutscher mochte es auch so gehen. Er sah den Rico fest an und dann noch einmal, dann sagte er freundlich: »Du trägst deinen Paß auf dem Gesicht mit, Büblein, und es ist kein schlechter, wenn du schon nicht weiß, wo du daheim bist. Was gibst du mir nun, wenn ich dich neben mich auf den Bock nehme und dich weit hinunterbringe?«

Rico staunte, als wäre es fast nicht möglich, daß der Mann diese Worte wirklich ausgesprochen habe. Auf dem hohen Postwagen ins Tal hinunterfahren, ein solches Glück hätte er nie für möglich gehalten. Aber was konnte er dem Kutscher geben?

»Ich habe gar nichts als eine Geige, und die kann ich nicht hergeben«, sagte Rico traurig nach einigem Besinnen.

»Ja, mit dem Kasten wüßte ich auch nichts anzufangen«, lachte der Kutscher. »Komm, nun sitzen wir auf, - und du kannst mir ein wenig Musik machen.«

Rico traute seinen Ohren nicht; aber wahrhaftig! Der Kutscher schob ihn über die Räder auf den hohen Sitz hinauf und kletterte nach. Die Reisenden waren wieder eingestiegen, der Wagen wurde zugeschlagen, und nun ging's die Straße hinunter, die bekannte Straße, die Rico so oft von oben her angeschaut hatte, verlangend, da hinunter zu kommen. Nun war die Erfüllung da, und in welcher Weise! Hoch oben zwischen Himmel und Erde flog Rico dahin und konnte immer noch nicht recht glauben, daß er es selber sei.

Den Kutscher wunderte es nun doch ein wenig, wem das Büblein neben ihm

gehören könnte.

»Sag mir einmal, du kleine fahrende Habe, wo ist denn dein Vater?« fragte er nach einem lauten Peitschenknall.

»Der ist tot«, antwortete Rico.

»So, und wo ist deine Mutter?«

»Die ist tot.«

»So, und dann hat man noch einen Großvater und eine Großmutter, wo sind diese?« »Die sind tot.«

»So, so, aber etwa einen Bruder oder eine Schwester hast du ja sicher; wo sind die hingekommen?« »Sie sind tot«, war Ricos fortwährende Antwort.

Als der Kutscher sah, daß da alles tot war, ließ er die Verwandtschaft in Ruhe und fragte nur: »Wie hieß dein Vater?«

»Enrico Trevillo von Peschiera am Gardasee«, erwiderte Rico.

Nun legte der Mann sich die Dinge ein wenig zurecht und dachte: das ist ein verschlepptes Büblein von da unten herauf, und es ist gut, daß es wieder an seinen Heimatort kommt.

Als nach der ersten steil abwärts gehenden Strecke der Bergstraße der Weg etwas ebener wurde, sagte der Kutscher: »So, Musikant, nun spiel einmal ein lustiges Liedlein auf.«

Da nahm Rico die Geige vor und war so wohlgenut da oben auf seinem Thron, unter dem blauen Himmel hinfahrend, daß er mit der hellsten Stimme anfang und kräftig drauflos sang:

»Ihr Schäfllein, hinunter von sonniger Höh.

Nun saßen zuoberst auf dem Postwagen drei Studenten, die machten eine Ferienreise, und als nun das Lied weiterging und Rico mit viel Lust und Fröhlichkeit Stinelis Verse sang, gab es auf einmal oben auf dem Wagen ein lautes Hallo und Gelächter, und die Studenten riefen: »Halt, Geiger, fang noch einmal an, wir singen auch mit.«

Rico begann neu, und nun fielen die Studenten ein und sangen mit aller Macht:

»Und die Schäfllein, und die Schäfllein? -

Und dazwischen lachten sie so sehr, daß man nichts mehr hörte von Ricos Geige, und dann sangen sie wieder und einer sang zwischenhinein ganz allein:

»Und tät er nichts denken So tät ihm nichts weh!«

Dann fielen die anderen wieder ein und sangen so laut sie konnten:

Und die Schäfllein, und die Schäfllein

Und so ging es eine ganze Weile fort, und wenn Rico einmal innehielt, riefen sie: »Weiter, Geiger, nicht aufhören!« und warfen ihm kleine Geldstücke zu, immer wieder, so daß er einen ganzen Haufen in der Mütze hatte.

Die Reisenden im Wagen machten die Fenster auf und steckten die Köpfe heraus, um den frohen Gesang zu hören. Dann fing Rico von neuem an, und die Studenten brachen von neuem los und teilten das Lied in Soli und Chöre. Da sang die Solostimme ganz feierlich:

Und ein See ist wie ein anderer Von Wasser gemacht

Und dann wieder:

Und tät er nichts denken, So tät ihm nichts weh -

Und dazwischen fiel der Chor ein, und sie sangen mit aller Kraft:

Und die Schäfllein, und die Schäfllein -

Nachher wollten sie sich wieder totlachen und konnten eine ganze Weile nicht fortfahren vor Gelächter.

Aber nun hielt auf einmal der Kutscher an, denn das Mittagessen mußte eingenommen werden. Als er den Rico hinunterschwang, hielt er ihm sorgfältig die Mütze fest, denn da war all das Geld drin, und Rico hatte genug zu tun, seine Geige zu halten.

Der Kutscher war ganz vergnügt, als er die Mütze in Ricos Hand abgab und sagte: »So ist's recht, nun kannst du auch Mittag halten.«

Die Studenten sprangen hinunter, einer nach dem andern, und alle wollten den Geiger betrachten. Sie hatten ihn nicht recht sehen können von ihren Sitzen aus, und als sie nun das schwächliche Bürschlein sahen, gingen die Verwunderung und die Heiterkeit erst recht wieder an. Sie hätten der guten Stimme nach einen größeren Menschen erwartet, nun war der Spaß noch größer. Sie nahmen das Büblein in ihre Mitte und zogen mit Gesang ins Wirtshaus ein. Da mußte denn an dem schön gedeckten Tisch der Rico zwischen zwei Herren sitzen, und sie sagten, er sei ihr Gast und legten ihm alle drei miteinander jeder ein Stück auf den Teller; denn keiner wollte ihm weniger geben. Solch reichhaltiges Mittagessen hatte Rico noch nie genossen.

»Und von wem hast du dein schönes Lied, Geigerlein?« fragte einer von den dreien.

»Von Stineli, sie hat es selbst gemacht«, antwortete Rico ernsthaft.

Die drei sahen sich an und brachen in ein neues, schallendes Lachen aus.

»Das ist schön von Stineli«, rief einer, »wir wollen sie gleich hochleben lassen.«

Rico mußte auch anstoßen und tat es fröhlich auf Stinelis Gesundheit.

Nun war die Zeit um, und als man wieder zum Wagen herantrat, kam ein dicker Mann auf Rico zu, der hatte einen so gewaltigen Stock in der Hand, daß man denken mußte, er habe einen jungen Baum ausgerissen. Er war in einen festen, gelb-grauen Stoff gekleidet von oben bis unten.

»Komm her, Kleiner«, sagte der, »du hast so schön gesungen. Ich habe dich hier im Wagen gehört, und ich habe auch mit Schafen zu tun wie du. Ich bin ein Schafhändler, und weil du so schön von den Schafen singen kannst, mußt du von mir auch etwas haben.« Damit legte er ein schönes Stück Silbergeld in Ricos Hand; denn die Mütze war indessen geleert und alles in die Tasche gesteckt worden.

Der Mann stieg in den Wagen an seinen Platz, und Rico wurde vom Kutscher wie eine Feder hinauf gehoben. Dann ging's wieder davon.

Wenn der Wagen nicht zu rasch fuhr, wollten die Studenten immer gleich Musik haben, und Rico spielte alle Melodien, deren er sich nur erinnern konnte vom Vater her, und zuletzt spielte er noch: »Ich singe dir mit Herz und Mund.«

Bei dieser Melodie mußten die Studenten ganz sanft eingeschlafen sein; denn im Wagen war's still geworden. Auch die Geige schwieg. Der Abendwind kam milde herangeweht, und leise stiegen die Sternlein auf am Himmel, eins nach dem andern, bis sie ringsum strahlten, wo Rico hinsah. Er dachte an Stineli und die Großmutter, und es fiel ihm ein, daß um diese Zeit die Abendglocke läutete und die beiden ihr Vaterunser beteten. Das wollte er auch tun; es war dann so, wie wenn er bei ihnen wäre. Und er faltete die Hände und betete unter dem leuchtenden Sernenhimmel andächtig sein Vaterunser.

## Die Weiterreise

Rico war auch eingeschlafen. Er erwachte davon, daß ihn der Kutscher packte, um ihn herunterzunehmen. Nun stieg alles aus, und die drei Studenten kamen noch auf Rico zu, schüttelten ihm die Hand und wünschten ihm viel Glück auf seiner Reise. Und einer rief: »Grüß auch Stineli freundlich von uns!«

Dann verschwanden sie in einer Straße, und Rico hörte, wie sie noch einmal anstimmten: »Und die Schäflein, und die Schäflein.«

Rico stand in der dunklen Nacht und hatte gar keinen Begriff, wo er war, und auch nicht, was er tun sollte. Da fiel ihm ein, daß er nicht einmal dem Kutscher gedankt hatte, der ihn doch so weit hatte mitfahren lassen, und er wollte es gleich noch tun. Aber der Kutscher war mitsamt den Pferden verschwunden, und es war ringsum dunkel. Jedoch drüben hing eine Laterne, auf diese ging Rico zu. Sie hing an der Stalltür, wo die Pferde eben hineingeführt wurden. Daneben stand der Schafhändler mit dem dicken Stock; er schien auf den Kutscher zu warten. Rico stellte sich auch hin und wartete.

Der Schafhändler schien ihn in der Dunkelheit nicht gleich erkannt zu haben. Auf einmal sagte er erstaunt: »Was, bist du auch noch da, Kleiner, wo bringst du denn die Nacht zu?«

»Ich weiß nicht, wo«, antwortete Rico.

»Das wäre der Tausend! Um elf Uhr in der Nacht ein solches Bißchen von einem Buben wie du, und im fremden Lande -« Der Schafhändler konnte den Satz nicht beenden; denn Rico lief auf den Kutscher zu, der aus dem Stall herauskam und sagte: »Ich muß mich noch bedanken für das Mitnehmen.«

»Das ist gerade gut, daß du noch kommst; jetzt hätte ich dich über den Pferden vergessen und wollte dich doch da einem Bekannten übergeben. - Eben wollte ich Euch fragen, guter Freund«, fuhr er, zum Schafhändler gewandt, fort, »ob Ihr nicht das Büblein mitnehmen würdet, weil Ihr doch ins Bergamaskische hinabgeht. Es muß an den Gardasee hinunter, irgendwohin; es ist eins von denen, die so hin und her - Ihr versteht mich schon.«

Dem Schafhändler kamen allerhand Geschichten von gestohlenen und verlorenen Kindern vor Augen. Er schaute Rico im Schein der Laterne mitleidsvoll an und sagte halblaut zum Kutscher: »Er sieht auch so aus, als stecke er nicht in seinem richtigen Anzug. Er wird wohl in ein Herrenmäntelchen hineingehören. Ich nehme ihn mit.«

Nachdem er noch einen Schafhandel mit dem Kutscher besprochen hatte, nahmen die beiden Abschied voneinander, und der Schafhändler winkte Rico, er solle mit ihm kommen.

Nach einer kurzen Wanderung trat der Mann in eine große Wirtsstube ein, wo er sich mit Rico in einer Ecke niederließ.

»Nun wollen wir einmal deine Barschaft ansehen«, sagte er zu Rico, »daß wir wissen, wie weit du damit kommst. Wohin mußt du unten am See?«

»Nach Peschiera am Gardasee«, war Ricos unveränderliche Antwort. Er zog nun seine Geldstücke alle hervor, ein ansehnliches Häuflein kleiner Münzen und oben darauf das größere Silberstück.

»Hast du nur das eine gute Stück?« fragte der Händler.

»Ja, nur das, von Euch hab ich's«, entgegnete Rico.

Dem Mann gefiel es, daß er allein ein großes Stück gegeben hatte und daß es der Junge wußte. Er bekam Lust, ihm gleich noch etwas zu geben. Als nun gerade

das Essen vor sie hingestellt wurde, nickte der behäbige Mann seinem kleinen Nachbarn zu und sagte: »Das bezahl ich und das Nachtlager auch; so reichst du morgen mit deinem Vermögen aus.«

Rico war so müde von der langen Fahrt und all dem Singen und Geigen, daß er kaum mehr essen konnte; und in der großen Kammer, wo er zusammen mit seinem Beschützer die Nacht zu-zubringen hatte, war er kaum in sein Bett gestiegen, als er sofort in einen tiefen Schlaf sank.

Am frühen Morgen wurde Rico von einer kräftigen Hand aus dem Schlaf gerüttelt. Er sprang eilends aus seinem Bett; sein Begleiter stand schon mit dem Stock in der Hand reisefertig da.

Es währte nicht lange, so stand auch Rico zur Abreise bereit, die Geige im Arm. Erst traten die beiden in die Wirtsstube ein, und Ricos Begleiter rief nach Kaffee. Dann ermunterte er den Jungen, er solle nur recht viel davon zu sich nehmen; denn nun komme eine lange Fahrt, die werde Hunger machen.

Als das Frühstück beendet war, zogen die Reisenden aus. Nach einer Strecke des Weges kamen sie um eine Ecke herum, und -wie mußte Rico da die Augen auf tun - auf einmal sah er einen großen, flimmernden See vor sich, und ganz erregt sagte er: »Jetzt kommt der Gardasee.«

»Noch lange nicht, Bürschlein; jetzt sind wir am Comersee«, erklärte sein Schutzherr. Nun stiegen sie in ein Schiff und fuhren viele Stunden lang dahin. Rico schaute bald nach den sonnigen Ufern, bald in die blauen Wellen, und es wehte ihn heimatlich an. - Jetzt legte er plötzlich sein Silberstück auf den Tisch.

»Was, was, hast du schon zuviel Geld?« fragte der Schafhändler, der, mit beiden Armen auf seinen Stock gestützt, erstaunt dem Unternehmen zusah.

»Heute muß ich bezahlen«, sagte Rico, »Ihr habt's gesagt.«

»Du gibst acht, wenn man dir etwas sagt, das ist etwas Gutes; aber sein Geld legt man nicht nur so auf den Tisch. Gib mir's einmal her!«

Damit stand er auf und ging, sich nach der Bezahlung umzusehen. Als er aber seinen dicken Lederbeutel hervorzog, der ganz voll solcher Silberstücke war - denn er war auf einer Handelsreise begriffen, da konnte er es nicht übers Herz bringen, das Bübleins einziges Stück herzugeben. Er brachte es wieder zurück samt der Karte und sagte:

»Da, du kannst's morgen noch besser brauchen. Jetzt bist du noch bei mir, und wer weiß, wie es dir nachher geht. Wenn du einmal da unten ankommst und ich nicht mehr bei dir bin, findest du dann auch ein Haus, wo du hineingehen darfst?«

»Nein, ich weiß kein Haus«, antwortete Rico. Der Mann hatte ein großes heimliches Erstaunen zu bewältigen; des Bübleins Geschichte kam ihm sehr geheimnisvoll vor. Er ließ aber nichts merken und fragte auch nicht weiter. Er dachte, da komme er doch nicht ins klare. Der Kutscher müsse ihm einmal Aufschluß geben, der wisse wohl mehr von allem, als das Büblein selbst. Mit diesem hatte er großes Mitleid, denn es mußte bald seinen Schutz verlieren.

Als das Schiff stillstand, nahm der Mann Rico an die Hand und sagte: »So verlier ich dich nicht, und du kommst besser nach; denn jetzt heißt's gut marschieren; die warten nicht.« Rico hatte zu tun, den langen Schritten nachzukommen.

Er schaute weder rechts noch links, und auf einmal stand er vor einer langen Reihe sonderbarer Rollwagen. Da stieg er auf einem Treppchen hinein, dem Begleiter nach, und nun fuhr Rico zum erstenmal in seinem Leben mit der Eisenbahn. Nachdem man so eine Stunde lang gefahren war, stand der Schafhändler auf und sagte: »Jetzt sind wir in Bergamo. Ich muß dich hier

verlassen. Du bleibst ruhig sitzen, bis dich einer herauholt; dann bist du da. Ich habe all das geregelt.»

»Bin ich dann in Peschiera am Gardasee?« fragte Rico.« Das bestätigte sein Beschützer. Nun bedankte sich Rico recht schön; denn er hatte wohl verstanden, wieviele Guttaten ihm dieser Mann erwiesen hatte, und so schieden sie, und die Trennung tat jedem leid.

Rico saß nun ganz still in seiner Ecke und hatte Zeit zu träumen; denn es bekümmerte sich kein Mensch mehr um ihn. So mochte er wohl gegen drei Stunden unbeweglich dagesessen haben, als der Zug wieder einmal anhielt, wie schon mehrere Male.

Jetzt trat ein Wagenführer herein, nahm Rico am Arm und zog ihn in Eile aus dem Wagen und die Treppe hinunter. Dann deutete er die Anhöhe hinab und sagte: »Peschiera!; und im Nu war er wieder im Wagen droben und verschwunden. Der Zug sauste weiter.

## Am fernen schönen See

Rico entfernte sich einige Schritte von dem Gebäude, wo der Zug angehalten hatte, und schaute um sich. Dieses weiße Haus, der kahle Platz davor, der schnurgerade Weg in die Ferne, alles war ihm fremd. Das hatte er in seinem Leben nie gesehen, und er dachte bei sich: »Ich bin nicht am rechten Ort.« Er ging traurig weiter den Weg hinab, zwischen den Bäumen durch. Nun machte der Weg eine Wendung, und Rico stand da wie im Traum und rührte sich nicht mehr. Vor ihm lag funkelnd im hellen Sonnenschein der himmelblaue See mit den warmen, stillen Ufern, und drüben kamen die Berge nahe zusammen. In der Mitte lag die sonnige Bucht, und freundliche Häuser schimmerten herüber. Das kannte Rico, das hatte er einmal gesehen, da hatte er gestanden, gerade da. Diese Bäume kannte er; wo war das Häuschen? Da mußte es stehen, ganz nah! Doch es war nicht da.

Aber da unten war die alte Straße, o, die kannte er so gut. Dort schimmerten die großen, roten Blumen aus den grünen Blättern. Da mußte auch eine schmale, steinerne Brücke sein, dort über dem Ausfluß des Sees; er war oft hinübergewandert. Man konnte sie nicht sehen.

Plötzlich rannte Rico, von brennendem Verlangen getrieben, die Straße hinauf. Da war die kleine Brücke, - er wußte auf einmal alles -, da war er gegangen, und jemand hielt ihn an der Hand - die Mutter! Mit einem Male kam das Gesicht der Mutter ganz klar vor seine Augen, wie er es viele Jahre nie mehr gesehen hatte. Sie hatte neben ihm gestanden und ihn mit liebevollen Augen angesehen, und Rico überkam es wie noch nie in seinem Leben.

Neben der kleinen Brücke warf er sich auf den Boden und weinte und schluchzte laut: »O Mutter, wo bist du? Wo bin ich daheim, Mutter?«

So lag er lange Zeit und mußte sein großes Leid ausweinen. Es war, als wollte sein Herz zerspringen und als sei es ein Ausbruch von allem Weh, das ihn bisher stumm und starr gemacht, wo es ihn getroffen hatte.

Als sich Rico vom Boden erhob, war die Sonne schon weit unten und ein goldener Abendschein lag auf dem See. Nun wurden die Berge violettfarbig, und ein rosiger Duft lag rings über den Ufern. So hatte Rico den See im Sinn gehabt und im Traum gesehen, und noch viel schöner war es, als er es wieder mit seinen Augen sah. Rico dachte in einem Fort, wie er so dasaß und schaute und nicht genug schauen konnte: »Wenn ich doch das alles Stineli zeigen könnte!«

Nun war die Sonne untergegangen und das Licht erlosch ringsumher. Rico stand und schritt der Straße zu, wo er die roten Blumen gesehen hatte. Von der Straße ging ein schmaler Weg dahin. Da standen sie, ein Busch am andern, wie in einem Garten. Freilich war nur ein offener Zaun darum, und im eigentlichen Garten waren Blumen und Bäume und Weinranken zu sehen.

Da droben am Ende stand ein schmuckes Haus mit offener Tür; im Garten ging ein junger Bursche hin und her und schnitt da und dort große, goldgelbe Trauben von den Reben und pfiff wohigemut ein Lied dazu.

Rico schaute die Blumen an und dachte: »Wenn Stineli diese sehen könnte!« und stand lange am Zaun.

Jetzt erblickte ihn der Bursche und rief ihm zu: »Komm herein, Geiger, und spiel ein schönes Liedchen, wenn du eins kannst!«

Das rief ihm der Bursche italienisch zu, und Rico war es ganz sonderbar dabei; er verstand, was er hörte, aber er hätte nicht so spechen können. Er trat in den Garten hinein, und der Bursche wollte mit ihm reden. Als er aber sah, daß Rico

nicht antworten konnte, deutete er auf die offene Tür und machte ihm verständlich, daß er dort spielen solle. Rico näherte sich der Tür und trat in ein Zimmer. Ein Bettchen stand darin; daneben saß eine Frau und verfertigte eine Handarbeit aus roten Schnüren. Rico stellte sich auf die Schwelle und fing an, sein Lied zu spielen und zu singen: »Ihr Schäflein, hinunter...«

Als er fertig war, erhob sich aus dem kleinen Bett der bleiche Kopf eines Knaben, der rief:

»Spiel noch einmal!«

Rico spielte eine andere Melodie.

»Spiel noch einmal!« tönte es wieder.

So ging es hintereinander, fünf- bis sechsmal, und immer wieder ertönte aus dem Bett: »Spiel noch einmal!«

Nun wußte Rico nichts mehr; er nahm seine Geige herunter und wollte fortgehen. Da fing der Kleine an zu schreien: »Bleib da, spiel wieder, spiel noch einmal!« Die Frau stand auf und ging zu Rico. Sie gab ihm etwas in die Hand, und Rico wußte erst nicht, was sie wollte; aber es kam ihm wieder in den Sinn, daß Stineli gesagt hatte: wenn er an einer Tür geige, so gäben ihm die Leute etwas. Dann fragte die Frau freundlich, woher er komme und wohin er gehe. Rico konnte nicht antworten. Sie fragte, ob er mit seinen Eltern da sei? Er schüttelte den Kopf. Ob er allein sei? Er nickte. Wohin er jetzt am Abend gehen wolle? Rico sagte, daß er es nicht wisse. Da fühlte die Frau Mitleid mit dem kleinen Fremden, rief den Burschen herbei und trug ihm auf, er solle mit dem Knaben nach dem Wirtshaus zur »Goldenen Sonne« gehen, da verstehe der Wirt vielleicht die Sprache des kleinen Musikanten; denn er sei lange fort gewesen. Der Wirt solle den Knaben auf ihre Kosten über Nacht behalten und ihm auch morgen den rechten Weg weisen, wohin er müsse. Er sei ja noch so jung - »nur ein paar Jahre älter als der meinige«, setzte sie mitleidsvoll hinzu -, und er solle ihm auch etwas zu essen geben.

Der Kleine aus dem Bett schrie wieder: »Er muß noch einmal spielen!« und ließ nicht ab, bis die Mutter sagte: »Er kommt ja morgen wieder, jetzt muß er aber schlafen, und du auch.«

Der Bursche ging Rico voran, und dieser wußte nun wohl, wohin er komme, er hatte die Worte der Frau verstanden.

Es waren gute zehn Minuten bis zum Städtchen hin. Mitten in einem Gäßchen trat der Bursche in ein Haus und unmittelbar in eine große Wirtsstube ein, die war dick voller Tabaksrauch, und eine Menge Männer saßen an den Tischen herum.

Der Bursche richtete seinen Auftrag aus, und der Wirt sagte: »Es ist gut.« Die Wirtin kam auch herbei, und beide sahen sich Rico von oben bis unten an. Als aber die Gäste, die am nächsten Tisch saßen, die Geige sahen, riefen gleich mehrere von ihnen: »Da gibt's Musik«, und einer rief: »Spiel auf, Kleiner, gleich lustig!« Und alle riefen so durcheinander, daß der Wirt kaum fragen konnte, was Rico für eine Sprache rede und woher er komme. Rico antwortete nun in seiner Sprache, daß er über den Malojapaß heruntergekommen sei, und daß er alles verstehe, was sie hier sagten, aber nicht so reden könne. Der Wirt verstand ihn und sagte, er sei auch schon da droben gewesen, und sie wollten später noch miteinander reden, aber jetzt solle er etwas geigen, denn die Gäste riefen noch immerfort, sie wollten Musik haben.

Da fing Rico gehorsam an zu spielen, und zwar wie immer mit seinem Liede und sang dazu. Aber von den Gästen verstand keiner ein Wort von dem Gesang, und die Melodie kam diesen Zuhörern wohl ein wenig einfach vor. Die einen fingen

an zu schwatzen und zu lärmen, die anderen riefen, sie wollten etwas anderes, einen Tanz oder etwas Schönes.

Rico sang unentwegt sein Lied zu Ende; denn wenn er einmal angefangen hatte, dann sang er es durch. Als er fertig war, besann er sich: einen Tanz konnte er nicht spielen, er kannte keinen. Das Lied der Großmutter ging noch langsamer, und sie konnten wieder nichts verstehen. Jetzt kam ihm ein passendes in den Sinn, und er stimmte an:

»Una sera in Peschiera«

Kaum waren die ersten melodischen Töne dieses Liedes erklingen, so entstand eine völlige Stille, und mit einem Male ertönten von da und dort von allen Tischen her die Stimmen, und es wurde ein Chor, so schön, wie Rico nie einen gehört hatte. Er kam in Begeisterung und spielte immer feuriger, und die Männer sangen immer eifriger. War ein Vers zu Ende, so fing Rico mit festem Zuge den neuen an; denn er wußte noch vom Vater her, wo es aufhörte. Als der Schluß kam, brach nach dem schönen Gesang ein solcher Lärm los, wie Rico noch keinen gehört hatte. Alle die Menschen riefen und schrien durcheinander und schlugen vor Freude die Fäuste auf den Tisch, und dann kamen sie alle mit ihren Gläsern auf Rico los, und aus jedem sollte er trinken. Zwei schüttelten ihm die Hände und einer klopfte ihn auf die Schultern, und alle miteinander schrien ihn an und machten vor lauter Freudenspektakel dem Rico Angst und Bange, so daß er immer ängstlicher wurde. Er hatte ihr PeschieraLied gespielt, das nur ihnen gehörte und das nie ein Fremder lernen konnte, und er hatte es fest und rein gespielt, als wäre er einer von Peschiera. Die lebhaft empfindenden Peschierianer konnten dies nicht genug aussprechen und sich freuen über den Wundergeiger; sie wollten Brüderschaft mit ihm trinken.

Nun kam die Wirtin dazwischen mit einem Teller voll Reis und einem großen Stück Huhn oben darauf. Sie winkte dem Rico und sagte den Leuten, sie sollten ihn in Ruh lassen. Er müsse nun essen, er sei ja ganz blaß vor Anstrengung. Dann stellte sie seinen Teller auf einen kleinen Tisch in der Ecke, setzte sich zu ihm und ermunterte ihn, brav zu essen, das könne einem so mageren Bürschchen nur gut tun.

Rico fand auch sein Nachtessen vortrefflich; denn seit dem Kaffee am frühen Morgen hatte er keinen Bissen mehr gesehen, und zu dem Fasten hatte er so viel erlebt heute!

Sobald er seinen Teller leer hatte, fielen ihm die Augen zu vor Müdigkeit. Der Wirt war an den Tisch getreten und lobte Rico für sein Spiel und fragte ihn, wem er angehöre und wohin er wolle. Rico sagte, während er seine Augen mit Mühe offenhielt, er gehöre niemandem, und er wolle nirgends hin.

Da ermunterte ihn der Wirt freundlich, er solle nur ohne Sorgen schlafen gehen. Morgen könne er dann die Frau Menotti wieder besuchen, die ihn hierher geschickt habe; die sei eine gar gute Frau und könne ihn vielleicht als Knechtlein gebrauchen, wenn er nicht wisse wohin.

Die Wirtin zog den Mann am Ärmel und wollte ihn hindern weiterzusprechen. Er redete aber doch fertig, denn er begriff nicht, was sie wollte.

Nun begannen die Männer an den Tischen wieder zu lärmen, sie wollten noch einmal ihr Lied gespielt haben. Da rief die Wirtin: »Nein, nein, am Sonntag wieder. Er fällt ja um vor Müdigkeit.« Damit nahm sie Rico an der Hand und führte ihn hinauf in eine große Kammer. Ein Pferdegeschirr hing dort an der Wand; in einer Ecke war Korn aufgeschüttet, in der anderen stand ein Bett. In wenigen Minuten lag Rico darin und schlief tief und fest.

Später, als in dem Hause alles still geworden war, saß der Wirt noch an dem

Tischchen, wo Rico gesessen, und die Frau stand vor ihm; denn sie räumte auf und sagte mit Eifer: »Den solltest du der Frau Menotti nicht wieder zuschicken. Ein solches Bürschlein kann ich gerade zu allerhand Geschäften gebrauchen, und hast du denn nicht bemerkt, wie er geigen kann~ Sie wurden ja alle wild davon. Gib acht, das wird ein Geiger, wie einer ist von unseren dreien, und Tänze spielen lernt der schon. Dann hast du ihn umsonst an allen Tanztagen und kannst ihn noch ausleihen. Den darfst du nicht mehr aus der Hand lassen. Er sieht gut aus und gefällt mir; den behalten wir.«

»Es ist mir auch recht«, sagte der Wirt und sah ein, daß seine Frau etwas Vorteilhaftes ausgedacht hatte.

## Neue Freundschaft, und die alte nicht vergessen

Am Morgen darauf stand die Wirtin unter der Haustür und schaute nach dem Wetter, und was sich etwa über Nacht ereignet habe. Da kam der Bursche der Frau Menotti dahergegangen. Dieser war zugleich Herr und Knecht auf dem schönen, frucht-reichen Gute der Frau; denn er verstand die Garten- und Feldarbeit, regierte und besorgte alles selbst. Er hatte es gut. Darum piffte er auch fortwährend.

Als er nun vor der Wirtin stand, stellte er das Pfeifen ein und bestellte: wenn der junge Musikant von gestern noch nicht weiter sei, so solle er zu Frau Menotti herüberkommen, das Büblein wolle ihn noch einmal geigen hören.

»Ja, ja, wenn es der Frau Menotti nur nicht zu sehr eilt«, sagte die Wirtin, indem sie beide Arme in die Seite stemmte, zum Zeichen, daß sie keine Eile habe. »Vorderhand liegt der Musikant oben in seinem guten Bett und schläft noch tapfer, und ich gönne ihm seinen Schlaf. Frau Menotti könnt Ihr sagen, ich wolle ihn einmal vorbeischicken; denn er geht nicht weiter. Ich habe ihn auf- und angenommen; er ist ein verlassenes Waisenkind, das nicht wußte, wohin. Und nun ist er wohl versorgt«, setzte sie mit Nachdruck hinzu.

Der Bursche ging mit seinem Auftrag.

Die Wirtin ließ Rico ausschlafen; denn sie war eine gutmütige Frau. Nur dachte sie zuerst an den eigenen Gewinn und dann an den der anderen. Als Rico endlich von selbst erwachte, hatte er alle Müdigkeit ausgeschlafen und kam frisch die Treppe herunter.

Da winkte ihn die Wirtin in die Küche hinein, stellte eine große Schale voll Kaffee vor ihn auf den Tisch und legte einen schönen, gelben Maiskuchen daneben. Dann sagte sie: »So kannst du's alle Tage haben, wenn du willst, und am Mittag und Abend noch viel besser; denn da kocht man für die Gäste, und da bleibt immer etwas übrig. Dann kannst du für mich allerlei Wege gehen und daneben geigen, wenn's nötig ist. Du kannst bei uns daheim sein, hast deine eigene Kammer und mußt nicht mehr in der Welt umherziehen. Jetzt sage mir, ob du willst.«

Rico überlegte nicht lange und antwortete zufrieden: »Ja, ich will«; denn soviel konnte er ganz gut in der Wirtin Sprache sagen.

Nun ging sie mit ihm durch das ganze Haus, durch Scheune und Stall, in den Krautgarten und zum Hühnerhof. Von all den Plätzen aus erklärte sie ihm die Umgebung und die Richtung, wo es zum Krämer ging, zum Schuhmacher und zu noch anderen, wichtigen Leuten. Rico gab genau acht, und um ihn zu prüfen, schickte die Wirtin ihn gleich an drei oder vier Orte, allerhand Sachen zu holen, wie Öl, Seife, Faden und einen geflickten Stiefel; denn sie hatte bemerkt, daß Rico einzelne Worte ganz gut sagen konnte.

Rico besorgte alles richtig. Das gefiel der Wirtin, und gegen Abend sagte sie: »Nun kannst du mit der Geige zu Frau Menotti gehen und dort bleiben, bis es Nacht wird.«

Darüber freute sich Rico sehr; denn auf dem Wege kam er an dem See vorbei und nachher zu den schönen Blumen.

Am See angekommen, lief er zu der kleinen Brücke und lehnte sich an das Geländer. Da iag wieder alle Schönheit vor ihm: das Wasser, und die Berge im goldenen Duft, und er konnte fast nicht mehr weg.

Aber endlich ging er doch; denn er wußte, daß er nun tun mußte, was ihn die Wirtin hieß, weil er dafür bei ihr wohnen durfte. Als er in den Garten trat, hörte ihn schon

das Büblein; denn die Tür stand immer offen, und es rief: »Komm und spiel wieder!«

Frau Menotti kam heraus, gab Rico freundlich die Hand und zog ihn ins Zimmer hinein. Es war eine große Stube, und man sah durch die breite Tür in den schönen Garten und auf die Blumen hinaus. Das kleine Bett des kranken Bübleins stand gerade der Tür gegenüber, und daneben standen nur Tische, Stühle und schöne Schränke im Zimmer, aber kein Bett mehr; denn des Nachts wurde das kleine Bett ins Nebenzimmer gebracht, wo auch das der Mutter stand. Am Morgen trug man das Bettchen mit dem kleinen Kranken wieder in die schöne, frohe Stube hinaus, wo jeden Morgen die Sonne einen glänzenden Streifen über den Fußboden warf und das Herz des Bübleins fröhlich machte. Neben dem Bettchen standen zwei kleine Krücken, und von Zeit zu Zeit nahm die Mutter den Kleinen aus seinem Bett und leitete ihn auf den Krücken ein paarmal die Stube auf und nieder: denn er konnte weder gehen noch stehen. Seine Beinchen waren völlig lahm, er hatte sie nie gebrauchen können.

Als Rico in die Tür trat, schnellte sich das Büblein an einer langen Schnur empor, die von der Decke bis auf sein Bett herunterhing; es konnte sich nicht aus eigener Kraft aufrichten. Rico trat herzu und schaute das Büblein schweigend an. Es hatte ganz dünne Armchen, kleine magere Finger und ein so kleines Gesicht, wie es Rico nie an einem Buben gesehen hatte. Zwei große Augen schauten Rico durchdringend an. Das Büblein, das wenig Neues vor Augen sah und nach viel neuen und nie gesehenen Dingen Sehnsucht hatte, schaute alles ganz genau an, was auf seinen einsamen Weg kam.

»Wie heißt du?« fragte das Büblein jetzt.

»Rico«, war die Antwort.

»Und ich Silvio. Wie alt bist du?« fragte es weiter.

»Bald elf Jahre.«

»Und ich auch bald«, sagte das Büblein. »Ach, Silvio, was du sagst«, fiel die Mutter ein: »noch nicht völlig vier bist du, so schnell geht's nicht.«

»Spiel wieder!« sagte der kleine Silvio. Die Mutter setzte sich an ihren Platz neben dem Bettchen. Rico stellte sich etwas weiter unten hin und fing an zu geigen. Silvio konnte nicht genug bekommen; sobald Rico ein Stück fertig hatte, so ertönte sein: »Spiel wieder!«

So hatte Rico alle seine Stücke wohl sechsmal durchgespielt. Da ging die Mutter weg und kam mit einem Teller wieder, gefüllt mit goldgelben Trauben und sagte, nun müsse Rico ausruhen, sich an das Bett setzen und mit Silvio Trauben essen.

Sie ging ein wenig in den Garten hinaus, sah ihre Sachen nach und war froh darüber; denn sie konnte fast nie von dem Bett des Kleinen weggehen, er litt es nicht und schrie dann immer jämmerlich. So war es eine rechte Wohltat für die Frau, daß sie einmal hinausgehen konnte.

Unterdessen verstanden sich die beiden vortrefflich. Auf Silvios Fragen konnte Rico ganz gut antworten; auch geriet es ihm, sich verständlich zu machen, wo er nicht gleich das rechte Wort wußte. Die Unterhaltung war dem Silvio sehr kurzweilig. Die Mutter hatte Muße, die Blumenbeete, die Weinreben, die schönen Feigenbäume im Acker und ringsum alles anzusehen, ohne daß Silvio ein einziges Mal gerufen hätte.

Aber als sie nun hereinkam und es bald zu dämmern anfang und Rico aufstand, um fortzugehen, schlug Silvio großen Lärm und hielt Rico mit beiden Händen fest. Er wollte ihn nicht loslassen, wenn er nicht gleich verspreche, er komme morgen und alle Tage wieder. Aber Frau Menotti war eine vorsichtige Frau; sie hatte den Bericht der Wirtin auch ziemlich verstanden und beschwichtigte nun den Silvia.

Sie versprach ihm, gleich in den ersten Tagen zu der Wirtin zu gehen und mit ihr zu sprechen; Rico könne von sich aus nichts versprechen, er müsse folgsam sein.

Endlich ließ der Kleine seinen neuen Freund los und gab ihm die Hand. Dieser ging ungern aus der Stube weg. Er wäre lieber dageblieben, wo es so still war, wo alles gut aussah und Silvio und die Mutter so freundlich zu ihm waren.

Es vergingen wenige Tage, da trat eines Abends Frau Menotti wohlgekleidet in die »Goldene Sonne« ein. Die Wirtin lief ihr entgegen und führte sie in den oberen Saal. Frau Menotti fragte höflich, ob es der Frau Wirtin nicht ungelegen wäre, ihr für ein paar Abende in der Woche den Rico zu überlassen; er unterhalte ihr das kranke Büblein so gut, und sie wollte gern dafür in jeder gewünschten Weise erkenntlich sein.

Es schmeichelte der Wirtin, daß die wohlangesehene Frau Menotti sie um eine Gefälligkeit bitten kam, und es wurde gleich festgesetzt, daß Rico an jedem freien Abend kommen würde. Frau Menotti übernahm dagegen, für Ricos Bekleidung zu sorgen, so daß die Wirtin mit dieser Regelung überaus zufrieden war; denn nun hatte sie keinen Heller für den Knaben auszugeben und den reinen Gewinn von ihm. Die Frauen schieden in der größten Zufriedenheit voneinander.

So vergingen für Rico die Tage. In kurzer Zeit sprach er so geläufig italienisch, als hätte er es immer gekonnt. Vor Jahren hatte er es auch einmal gekonnt. Ein Wort nach dem andern fiel ihm ohne Mühe wieder ein; und er hatte ein gutes Ohr und sprach wie ein ansässiger Italiener, so daß sich alle Leute darüber verwundern mußten. Die Wirtin konnte ihn so gut gebrauchen, wie sie nicht einmal erwartet hatte; denn seine Aufgaben erfüllte er so sauber und ordentlich, wie sie selbst es nicht besser tun konnte. Ja, er hatte mehr Geduld als sie, und wenn etwas zu einem Fest hergerichtet werden mußte, etwa zu einer Hochzeit, so mußte es Rico tun, denn er wußte ja auch, was schön war. Wenn er seine Aufträge erledigte, war er wieder zurück, ehe die Wirtin nur denken konnte, er sei am Ort angekommen. Er brauchte keine Zeit zur Unterhaltung. Wenn ihn jemand ausfragen wollte, kehrte er auf der Stelle um und ging davon. Das gefiel der Wirtin besonders, als sie es merkte, und es flößte ihr eine solche Achtung vor dem Jungen ein, daß sie ihn selbst nicht nach seinem Herkommen ausfragte.

So kam es, daß eigentlich niemand wußte, wie er nach Peschiera gekommen war. Es hatte sich eine Geschichte verbreitet, die nahm jedermann an und glaubte, er sei als ein verlassenes Waisenkind da droben in den Bergen schlecht gehalten und böß behandelt worden. Er sei entlaufen und habe viele Gefahren bestanden auf der langen Reise und sei endlich hier angekommen, wo die Leute nicht so roh seien wie in den Bergen, und hier sei er gern. Und wenn die Wirtin die Geschichte erzählte, so ermangelte sie nicht, hinzuzusetzen: er verdiene auch, daß es ihm so gut ergangen sei und er den Schutz unter ihrem Dach gefunden habe.

Als der erste Tanzsonntag kam, da versammelten sich in der »Goldenen Sonne« so erstaunlich viele Leute, daß man nicht wußte, wo sie alle untergebracht werden könnten. Jeder wollte den kleinen fremden Musikanten sehen und hören, und diejenigen, die ihn am ersten Abend schon gehört hatten, kamen zuallererst und wollten mit ihrem Lied beginnen.

Die Wirtin lief hin und her im Feuer der Arbeit und glänzte, als wäre sie selbst zur »Goldenen Sonne« geworden, und wenn sie auf ihren Mann traf, sagte sie jedesmal triumphierend: »Hab ich's nicht gesagt?«

Rico hörte erst einem Tanz zu, der von drei Geigern gespielt wurde. Die Melodien fielen ihm so ins Ohr und in die Finger, daß er gleich nachher mitspielen konnte, und nun wußte er den Tanz für immer. So kam es, daß er am späten Abend, als man zu tanzen aufhörte, alle Tänze mitspielen konnte; denn man hatte sie öfter

durchgenommen.

Am Ende mußte auch noch das Peschiera-Lied gesungen werden, von Rico begleitet. War schon den ganzen Abend ein Lärm gewesen, so kamen nun die Gemüter erst recht ins Feuer, und es ging zu, daß Rico ein paarmal dachte: jetzt fahren sie aufeinander los und schlagen sich tot. Aber es war alles in Freundschaft gemeint. Ihm selbst wurde eine so ohrenzerreißende Anerkennung gespendet, daß er nur immer dachte: wenn's doch bald zu Ende wäre! Denn nichts war Rico so zuwider wie großer Lärm.

Am Abend sagte die Wirtin zu ihrem Mann: „Hast's gesehen? Schon das nächste Mal brauchen wir nur noch z.wei Geiger.“

Und der Wirt war zufrieden und sagte: »Man muß dem Buben etwas geben.«

Zwei Tage nachher war Tanz droben in Desenzano, und Rico wurde mit den Geigern hingeschickt; jetzt konnte man ihn schon ausleihen. Dort war derselbe Lärm und Spektakel, und wenn auch das Peschiera-Lied nicht gesungen werden mußte, so ging es nun über anderen Dingen gleich laut zu, und Rico dachte von Anfang bis zu Ende: wenn wir nur fertig wären!

Er brachte eine ganze Tasche voll Geld heim; das ließ er alles ungezählt auf den Tisch rollen, als er zurückkam. Denn es gehörte der Wirtin, und sie lobte ihn und stellte ein schönes Stück Apfelkuchen vor ihn hin. Am Sonntag nachher war schon wieder Tanz drüben in Riva. Diesmal freute sich Rico; denn Riva war jener Ort über dem See, der von Peschiera aus anzusehen war wie eine sonnige Bucht. um die herum die freundlichen weißen Häuser lagen und herüberschimmerten.

Da fuhren die Musikanten am Nachmittag zusammen im offenen Kahn auf dem goldenen See hin unter blauem Himmel, und Rico dachte: wenn ich so mit Stineli hinüberfahren könnte! Wie würde sie erstaunt sein über den See, an den sie nicht glauben wollte!

Aber drüben ging derselbe Lärm los, und Rico wünschte wieder fortzukommen; denn von ferne Riva anzusehen im stillen Abendschein war viel schöner, als hier im Menschengewühl zu sitzen.

Wenn keine Tanztage waren, konnte Rico jeden Abend zu dem kleinen Silvio gehen und lange dort bleiben; denn die Wirtin wollte der Frau Menotti einen Dienst erweisen. Rico ging gern hin, das war seine Freude. Stets ging er dann am See vorbei zur schmalen Steinbrücke hin und setzte sich dort; denn dies war der einzige Ort, wo er das Gefühl hatte, er sei vielleicht daheim. Lebendig kam ihm nun vor Augen, wie es war, als er noch daheim war. Was er vor sich sah, hatte er damals so gesehen, und hier erinnerte er sich auch deutlich der Mutter. Dort am See hatte sie etwas ausgewaschen, ab und zu herübergesehen und ihm liebevolle Worte zugerufen. Er saß jetzt auf dem gleichen Plätzchen, das wußte er genau.

Er mußte sich zwingen, diesen schönen Ort seiner frühesten Jugend zu verlassen; aber er wußte, daß Silvio nach ihm schaute. Wenn er dann durch den Garten kam, wurde es ihm auch wieder wohl, und er trat gern in das stille, saubere Haus. Frau Menotti war in einer Weise freundlich zu ihm, wie sonst niemand, das fühlte er wohl. Sie empfand Mitleid mit dem verlassenen Waislein, wie sie ihn nannte, nachdem sie die im Ort erzählte Geschichte seiner Flucht vernommen hatte. Sie fragte ihn nie nach seinem Leben in den Bergen; denn sie dachte, es wecke in ihm nur traurige Erinnerungen. Sie fühlte, daß Rico nicht die Pflege hatte, die ein Büblein in seinem Alter und von so stiller Art noch brauchte, aber sie konnte nichts machen, als ihn bei sich haben, soviel es anging. Manchmal legte sie ihm leise die Hand auf den Kopf, was ihm sehr wohlthat.

Dem kleinen Silvio wurde Rico täglich unentbehrlicher. Schon am Morgen begann er zu jammern und nach Rico zu begehren, und wenn seine Schmerzen

da waren, schrie er noch mehr und wollte sich nicht mehr beruhigen, wenn Rico nicht kommen konnte. Denn seit Rico so fließend sprechen konnte, hatte Silvia eine neue, nie versiegende Quelle der Kurzweil bei ihm gefunzlen; das war sein Erzählen.

Rico hatte angefangen, dem Silvio von Stineli zu erzählen, und da ihm selbst dabei wohl wurde und sein ganzes Herz aufging, wurde er dabei so lebendig und unterhaltend, daß der ruhige Knabe wie ausgewechselt war. Er wußte hundert Geschichten zu erzählen: wie Stineli einmal den Sami gerade noch am Bein erwischte, als er ins Wasserloch fallen wollte und nun immerzu aus aller Kraft daran ziehen und oben hinaus schreien mußte, während der Sami unten schrie, bis der Vater ganz langsam herbeikam; denn er nahm immer an, Kinder schrien von Natur und ohne Not. - Und wie sie dem Peterli Figuren ausschnitt und dem Urschli Hausgerät machte aus allen Stoffen, von Holz und Moos und Grashalmen. Und wie alle Kinder nach Stineli schrien, wenn sie krank waren, weil sie dann vergaßen, was ihnen weh tat, wenn sie mit ihnen spielte. Und dann erzählte Rico, wie er mit Stineli auszog und wie schön das war. Seine Augen leuchteten dann so zündend, und der ganze Rico wurde so erstaunlich belebt, daß der kleine Silvio ganz ins Feuer kam und immer mehr hören wollte. Und wenn Rico schwieg, rief er gleich: »Erzähl wieder von Stineli!«

Eines Abends kam Silvio in die äußerste Aufregung, als Rico fortgehen wollte und dazu sagte, morgen und am Sonntag dürfe er nicht kommen.

Silvio schrie nach der Mutter, als wäre das Haus in Flammen und er läge mitten drin, und als sie im höchsten Schrecken aus dem Garten hereingestürzt kam, rief er immerzu: »Der Rico darf nie mehr ins Wirtshaus, er muß bleiben! Er muß immer hier sein! Du mußt hierbleiben, Rico, du mußt, du mußt!«

Da sagte Rico: »Ich wollte schon, aber ich muß doch gehen.«

Frau Menotti war in großer Verlegenheit. Sie wußte wohl, was Rico den Wirtsleuten wert war, und daß sie ihn nicht bekäme, unter keiner Bedingung. So beschwichtigte sie Silvio, wie sie nur konnte, und Rico zog sie an sich und sagte voller Mitleid: »Ach du armes Waislein!«

Da schrie Silvio in seinem Zorn: »Was ist ein Waislein? Ich will auch ein Waislein sein!«

Nun kam auch Frau Menotti in Aufruhr und rief: »Ach, Silvio, willst du dich noch versündigen? Sieh, ein Waislein ist ein armes Kind, das keinen Vater und keine Mutter hat und gar nirgends auf der Welt daheim ist.«

Rico hatte seine dunklen Augen auf die Frau geheftet. Sie sahen immer dunkler drein, die Frau bemerkte es jedoch nicht. Sie hatte nicht mehr an Rico gedacht, als sie Silvio in der Aufregung die Erklärung gab. Rico schlich leise zur Tür hinaus. Frau Menotti dachte, er sei so leise fortgegangen, damit der Kleine nicht noch einmal auf gebracht werde, und es war ihr recht.

Sie setzte sich nun an das Bettlein und sagte: »Hör, Silvio, ich will dir's erklären, dann machst du keinen Lärm mehr. Siehst du, die Buben kann man aneinander nicht nur so wegnehmen; denn wenn ich der Wirtin nun den Rico nehmen wollte, könnte sie kommen und mir den Silvia nehmen. Dann könntest du den Garten und die Blumen nie mehr sehen und müßtest allein in der Kammer schlafen, wo das Pferdegeschirr hängt. Rico geht so ungern da hinein; er hat dir's ja schon manchmal erzählt. Was wolltest du dann machen?«

»Wieder heimgehen«, sagte der Kleine entschlossen. Er blieb aber nunmehr still und legte sich aufs Ohr.

Rico ging durch den Garten und über die Straße weg hinab an den See. Da setzte

er sich auf sein Plätzchen nieder, legte seinen Kopf in beide Hände und sagte trostlos: »Jetzt weiß ich's, Mutter: auf der ganzen Welt bin ich nirgends daheim, nirgendwo!«

Bis in die Nacht hinein saß er so in seiner großen Traurigkeit und wäre am liebsten gar nicht mehr aufgestanden, aber in seine Kammer mußte er endlich doch wieder zurückkehren.

## Silvios großer Wunsch

In dem kleinen Silvio arbeitete die Aufregung weiter, und als er nun wußte, daß Rico zwei Tage hintereinander keinen Augenblick kommen würde, fing er schon am frühen Morgen an, mit Grimm auszuruhen: »Nun kommt der Rico nicht! Nun kommt der Rico nicht!« Und fuhr mit kleinen Pausen so fort bis zum Abend, und am folgenden Tag begann er wieder beizeiten. Am dritten Tage hatte ihn diese Tätigkeit so ausgetrocknet, daß er wie ein Häuflein Stroh war, das ein kleiner Funke in helle Flammen bringen kann.

Rico erschien am Abend, noch angewidert von dem Tanzlärm, bei dem er gewesen war. Seit er nun wußte, daß er nirgends daheim war, hatte der Gedanke an Stineli eine neue Gewalt bekommen, und er sagte bei sich: »Da ist nur Stineli auf der ganzen Welt, zu der ich gehöre und die sich um mich kümmert.« Und es kam ein großes Heimweh nach Stineli über ihn. Er saß auch kaum an Silvios Bett, so sagte er: »Siehst du, Silvia, nur einzig bei Stineli ist es einem wohl und sonst nirgends.« Kaum waren diese Worte ausgesprochen, da schnellte sich der Kleine augenblicklich in die Höhe und rief mit aller Kraft: »Mutter, ich will Stineli haben! Stineli muß kommen. Einzig nur bei Stineli ist es einem wohl und sonst nirgends!«

Da die Mutter oft Ricos Erzählungen von Stineli und ihren kleinen Geschwistern mit vieler Befriedigung zugehört hatte, sagte sie: »Ja, ja, mir wär es schon recht, ich könnte eine Stineli schon brauchen für dich und mich; wenn ich nur eine hätte!«

Aber auf diese unbestimmten Worte ging Silvia nicht ein; denn er war Feuer und Flamme für seine Sache.

»Du kannst Stineli sofort haben!« rief er, »Rico weiß, wo sie ist, er muß sie holen. Ich will Stineli haben, alle Tage und immerfort; morgen muß Rico sie holen, er weiß, wo sie ist.«

Die Mutter sah, daß der Kleine ganzen Ernst aus der Sache machen wollte. Sie versuchte, ihn durch Ermahnungen auf andere Gedanken zu bringen; denn sie hatte mehrmals erzählen hören, welch schreckliches wildes Volk dort oben in den Bergen lebe. Es sei ein Wunder, daß Rico durch alle Gefahren der Reise hindurch lebendig bis nach Peschiera heruntergekommen sei. Kein Mensch würde so ein Mädchen herunterholen, am wenigsten ein zartes Bürschlein wie Rico; er konnte ja elend zugrunde gehen, wenn er so etwas beginnen würde. Dann hätte sie ja die Verantwortung auf sich. Das wollte sie nicht auch noch, sie hatte schon genug.

Sie stellte Silvio die ganze Unmöglichkeit der Sache vor und erzählte ihm von vielen schreckhaften Ereignissen und bösen Menschen, die Rico verfolgen und umbringen könnten. Aber diesmal half alles nichts. Der kleine Silvio mußte sich die Sache in den Kopf gesetzt haben, wie noch nichts in seinem Leben; denn was die Mutter auch vorbrachte und wie sehr sie in Eifer geriet vor Besorgnis: sobald sie innehielt, sagte Silvio: »Der Rico muß sie holen, er weiß, wo sie ist.

Da sagte die Mutter: »Und wenn er's auch weiß, meinst du denn, Rico wolle so in die Gefahr hinauslaufen, wenn er es so gut haben kann wie hier?« Da sah Silvio den Rico an und sagte: »Du willst schon gehen und Stineli holen, Rico, oder nicht?«

»Ja, ich will«, antwortete Rico fest.

»Ach, was soll das werden, jetzt wird mir der Rico auch noch unvernünftig!« rief die Mutter ganz erschrocken. »So weiß man sich ja gar nicht mehr zu helfen. Nimm die Geige, Rico, und spiel und sing etwas, ich muß in den Garten!« Und damit lief Frau Menotti eilends unter die Pappelbäume hinaus; denn sie nahm an, Silvio vergesse am schnellsten seinen Einfall, wenn er sie nicht mehr sähe und mit

seinem Wunsche quälen könnte.

Aber die beiden guten Freunde drinnen spielten nicht und sangen nicht, sondern brachten sich gegenseitig in Aufregung mit allerhand Überlegungen, wie Stineli geholt werden müsse und wie es dann nachher zugehen werde, wenn sie da sei. Rico vergaß gänzlich fortzugehen, obschon es dunkel geworden war; denn Frau Menotti kam absichtlich noch nicht herein. Sie hoffte, Silvio schlafe vorher ein. Endlich trat sie aber doch ein, und Rico ging sofort, aber mit Silvio hatte sie noch einen schweren Stand. Er wollte durchaus die Augen nicht zumachen, bis die Mutter versprochen habe, Rico müsse Stineli holen. Das konnte sie aber nicht versprechen, und so kam Silvio zu keiner Ruhe, bis die Mutter sagte: »Sei nun zufrieden, über Nacht kommt dann alles in Ordnung.« Sie dachte, über Nacht vergesse er sein Begehren, wie schon viele, und es komme ihm etwas Neues in den Sinn.

Da wurde Silvio still und schlief ein. Aber die Mutter hatte sich verrechnet. Noch war sie am Morgen nicht erwacht, rief Silvio aus seinem Bettchen herauf: »Ist alles in Ordnung, Mutter?«

Als sie dies unmöglich bejahen konnte, ging ein solcher Sturm los, wie sie ihn an dem Büblein noch nie erlebt hatte, und den ganzen Tag ging das Unwetter fort bis zum späten Abend, und am Morgen darauf fing Silvio gerade so wieder an, wie er am Abend aufgehört hatte.

Eine solche Beharrlichkeit im gleichen Begehren hatte Silvio noch nie an den Tag gelegt. Wenn er schrie und lärmte, konnte sie es noch ertragen; aber wenn nun die Stunden der großen Schmerzen kamen, wimmerte Silvio fortwährend in der kläglichsten Weise: »Nur bei Stineli ist es einem wohl und sonst nirgends!«

Das schnitt der Mutter ins Herz und war ihr wie ein Vorwurf, als wollte sie nicht tun, was ihm helfen könnte, aber wie hätte sie an eine Verwirklichung des Wunsches denken können! Sie hatte ja Rico selbst auf Silvios Frage: »Weißt du auch den rechten Weg zu Stineli?« antworten hören: »Nein, ich weiß keinen Weg, aber ich finde ihn dann schon.«

Von Tag zu Tag hoffte sie, durch einen glücklichen Umstand komme Silvio eine neue Forderung in den Sinn; denn so war es sonst immer gewesen. Sie konnte darauf rechnen - hatte er etwas begehrt, wenn ihm wohl war, so verwarf er es sicher, sobald seine Schmerzen kamen. Doch diesmal war es anders, und es hatte seinen guten Grund: Ricos Erzählungen und Aussprüche über Stineli hatten in dem empfindlichen Gemüt des kranken Silvio die feste Überzeugung hervorgebracht, daß ihm nie mehr etwas weh tun würde, wenn Stineli bei ihm wäre. So gebärdete er sich jammervoller von Tag zu Tag, und seine Mutter wußte nicht, wo sie Rat und Beistand finden konnte.

## Der Rat des Herrn Pfarrer

In diesem Zustand der Unruhe war es für Frau Menotti ein rechter Trost, als sie einmal wieder nach langer Zeit den wohlmeinenden alten Herrn Pfarrer durch den Garten kommen sah, der von Zeit zu Zeit den kleinen Kranken besuchte. Sie sprang von ihrem Stuhl auf und rief erfreut: Sieh, Silvio, da kommt der gute Herr Pfarrer!« und ging ihm entgegen. Silvio aber rief in seinem Groll über alle Dinge so laut er konnte der Mutter nach: »Ich wollte lieber, Stineli käme!«

Dann kroch er eilends unter die Decke, damit der Pfarrer nicht wisse, woher die Stimme kam. Die Mutter war sehr erschrocken und bat im Eintreten den Besuch, er solle doch den Empfang nicht übel nehmen, er sei nicht so ernst gemeint. Silvio rührte sich nicht, er sagte nur ganz heimlich unter der Decke: »Doch, es ist mir sicher Ernst.«

Der Pfarrer mußte geahnt haben, woher die Stimme kam; er trat an das Bett heran, und obwohl er kein Haar von Silvio sah, sagte er: »Gott grüß dich, mein Sohn, wie steht es mit deiner Gesundheit, und warum verkriechst du dich in unterirdische Höhlen wie ein kleiner Dachs? Komm hervor und erkläre mir, was verstehst du unter einem Stineli?«

Nun kroch Silvio hervor; denn er hatte Respekt vor dem würdigen alten Herrn, da er nun so nah war. Er streckte schnell seine kleine magere Hand zum Gruß aus und sagte: »Ricos Stineli!

Die Mutter mußte erklärend dazwischen treten; denn der Pfarrer schüttelte verwundert den Kopf, während er sich an Silvios Bett niedersetzte. Sie erzählte ihm nun die ganze Sache mit Stineli, und wie der kleine Silvio sich in den Kopf gesetzt habe, es werde ihm nie mehr wohl, wenn Stineli nicht zu ihm komme. Wie Rico nun auch unvernünftig geworden sei und meine, er könne das Mädchen holen, während er keinen Weg und Steg wisse und es ja so weit weg oben in den Bergen wohne, wo niemand hinkomme und man nicht wissen könne, was für ein schreckliches Volk da sei. Man könne sich denken, wie es da zugehen müsse, wenn ein zartes Büblein wie Rico lieber Gefahren entgegenlaufe und sie bestehe, als unter solchen Leuten zu bleiben. Wenn alles anders wäre, fügte Frau Menotti hinzu, wäre ihr kein Geld zuviel, dieses Mädchen kommen zu lassen, um Silvio das Verlangen zu erfüllen und jemand für ihn zu haben; denn manchmal werde es ihr fast zuviel mit allem, was sie zu tragen habe. Und Rico, der sonst vernünftig rede, meine, kein Mensch könne ihr so gut in allem beistehen, wie Stineli. Er müsse sie gut kennen, und wenn sie so sei, wie er sie beschreibe, so könnte es auch noch eine Wohltat für so ein Mädchen sein, wenn es da droben wegkomme; aber sie wüßte keinen Menschen, der ihr einen solchen Dienst tun würde.

Der alte Herr hatte ganz ernsthaft zugehört und kein Wort gesagt, bis Frau Menotti fertig war. Er hätte auch nicht gut mit Worten dazwischenkommen können; denn sie hatte ihr Herz lange nicht ausgeschüttet, und es war ihr so voll geworden, daß sie bei dem großen Andrang der Worte fast um den Atem gekommen war.

Als nun alles still war, nahm er erst ganz ruhig noch eine Prise zu der vorhergehenden, dann sagte er gelassen:

»Hm, hm, Frau Menotti, ich glaube fast, sie haben von den Leuten da droben, eine Meinung, die zu schlecht ist. Es gibt doch auch noch Christen da, und seit man so allerhand Mittel erfunden hat, um weiterzukommen, wird es auch noch möglich sein, daß einer ohne Gefahr dort hinaufkommt. Das wird man gewiß in Erfahrung bringen können. Man muß sich besinnen.«

Hier muß der Pfarrer sich erst wieder ein wenig stärken aus seiner Dose, dann

fügte er bei: »Es gibt allerlei Händler, die von da oben herunter nach Bergamo kommen, Schafhändler und Pferdehändler, die müssen die Wege wissen. Man kann sich erkundigen, und dann muß man sich besinnen. Es wird sich doch ein Mittel finden lassen. Wenn Ihnen vid daran liegt, Frau Menotti, will ich mich umsehen. Ich komme alle Jahre ein- oder zweimal nach Bergamo, darum könnte ich die Sache ein wenig in die Hand nehmen.«

Silvio hatte während des ganzen Gesprächs den Besucher mit seinen grauen Augen fast durchbohrt vor Spannung. Als dieser nun aufstand und dem Kleinen die Hand zum Abschied bot, patschte Silvia die seinige ganz gewaltig hinein, so als wollte er sagen: diesmal gilt's! Der Pfarrer versprach, Bericht zu geben, sobald er seine Erkundigungen eingezogen hätte und wüßte, ob die Sache ausführbar wäre, oder ob Silvio von seinem Begehren abstehen müsse.

Nun vergingen die Wochen; eine nach der anderen mußte Silvio das Warten lernen, aber er hielt sich gut. Er hatte eine bestimmte Hoffnung vor Augen, und dazu war Rico auf einmal so unterhaltend und lebendig geworden, wie noch nie. Er wußte Silvio mehr zu erzählen als je, und nahm er seine Geige zur Hand, kamen so herzerquickende Töne und Weisen daraus hervor, daß Frau Menotti gar nicht mehr aus dem Zimmer wegmochte und sich nicht genug verwundern konnte, woher Rico das alles nahm.

Mit jedem Tag kam Rico lieber in das Haus, und oft, wenn er eintrat, dachte er: so ist es wohl einem zumute, der heimkommt. Aber er war hier ja nicht daheim; er durfte nur für ein paar Stunden kommen und mußte immer wieder gehen.

In der letzten Zeit war etwas in Rico gefahren, das die Wirtin manchmal in große Verwunderung versetzte. Wenn sie etwa das schmutzige, zerbrochene Abfallbecken vor ihn hinstellte und sagte: »Da, Rico, bring es den Hühnern!« - stellte er sich auf die Seite und legte die Hände auf den Rücken, zum Zeichen, daß er das Becken nicht berühren möge. Dann sagte er ruhig: »Ich wollte lieber, das täte jemand anderes!«

Und wenn sie die alten Schuhe hervorbrachte und Rico in die Hand geben wollte, daß er sie zum Schuhlicker trage, tat Rico wieder desgleichen und sagte: »Ich wollte lieber, es ginge ein anderer!«

Die Wirtin war eine kluge Frau und hatte ihre Augen im Kopfe, um damit zu sehen, was vorging, und so war ihr nicht entgangen, wie Rico sich seit einiger Zeit verändert hatte und wie er aussah. Frau Menotti hatte ihn immer gut gekleidet, seit sie die Verpflichtung dazu übernommen hatte. Weil aber dem Rico alles gut stand, und er immer mehr aussah wie ein Herrensöhnchen, bekam Frau Menotti ihre Freude daran und kleidete ihn womöglich noch besser. Rico ging sorgsam und ordentlich damit um; denn er mochte gern, was schön anzusehen war, und Schmutz und Unordnung waren ihm zuwider wie der Lärm. Das sah die Wirtin alles, und dazu war ihr wohlbewußt, wie Rico immer noch, wenn er von Tanzbelustigungen heimkehrte, seine Tasche vor ihr ausleerte und das Geld hinrollen ließ, ohne Miene zu machen, als ob er etwas davon begehre.

Er brachte immer mehr; denn er war nicht nur Tanzgeiger wie die anderen. Man wollte auch immer noch nach dem Tanzen seine Lieder hören und allerhand Melodien, die er wußte. So war der Wirtin daran gelegen, den Rico willig zu erhalten, und sie ließ ihn in Ruhe mit den Hühnern und den alten Schuhen und beehrte diese Dienste nicht mehr von ihm.

Über all diesen Ereignissen vergingen drei Jahre, seit Rico in Peschiera erschienen war. Er war nun ein vierzehnjähriger, aufgeschlossener Junge geworden, und wer ihn sah, hatte sein Wohlgefallen an ihm.

Wieder leuchteten die goldenen Herbsttage über den Gardasee, und der blaue

Himmel lag auf der stillen Flut. Im Garten hingen die Trauben golden an den Ranken, und die roten Oleanderblumen funkelten im lichten Sonnenschein. In Silvios Stube war es ganz still. Die Mutter war draußen, um Trauben und Feigen zum Abend hereinzuholen. Silvio lauschte auf Ricos Tritt; denn die Zeit seines Besuches war gekommen. Jetzt wurde das Pförtchen am Zaun geöffnet, und Silvio richtete sich auf. Ein langer schwarzer Rock näherte sich; es war der Herr Pfarrer. Diesmal verkroch sich Silvio nicht ins Loch. Er streckte seine Hand, soweit er konnte, dem wohimeinenden Herrn entgegen, lange, ehe dieser nur halbwegs im Garten angekommen war. Der Empfang gefiel dem Besucher. Er trat gleich in die Stube und an Silvios Bett, obschon er die Mutter hinten im Garten sah und sagte: »So ist's recht, mein Sohn, und wie steht es mit der Gesundheit? - «Gut«, entgegnete Silvio schnell. Er schaute in höchster Spannung sein Gegenüber an und fragte dann halblaut: »Wann kann Rico gehen?«

Der Pfarrer setzte sich am Bett nieder und sagte feierlich: Morgen um fünf Uhr wird Rico reisen, mein Söhnchen.«

Frau Menotti war eben eingetreten, und nun ging es an ein Fragen und Verwundern von ihrer Seite, daß der Pfarrer Mühe hatte, seinen Bericht zu beginnen. Es gelang ihm endlich, und Silvio hielt seine Augen auf ihn geheftet wie ein kleiner Sperber, als nun die Erzählung kam.

Der Herr Pfarrer kam eben von Bergamo her, wo er zwei Tage zugebracht hatte. Da hatte er mit Hilfe seiner Freunde einen Pferdehändler ermittelt, der kam schon seit dreißig Jahren jeden Herbst nach Bergamo und kannte alle Wege und Gegenden von da bis weit über die Berge hinaus, wo Rico hin mußte. Er wußte, wie man in die Berge hinaufkommen konnte, ohne unterwegs auszusteigen und zu übernachten. Den Weg machte er selbst und wollte den Rico mitnehmen, wenn er am Morgen mit dem ersten Zug in Bergamo ankomme. Der Mann kannte auch alle Kutscher und Schaffner und wollte für die Rückkehr den Jungen und seine Begleiterin den Leuten übergeben und anempfehlen, so daß sie sicher reisen würden.

So fand der Pfarrer, man könne nun Rico in Frieden ziehen lassen, und gab seinen Segen zu der Reise.

Als er aber schon am Gartenzaun stand, kehrte Frau Menotti, die ihn begleitet hatte, noch einmal um und fragte voller Besorgnis: »Ach, Herr Pfarrer - wird auch sicher keine Gefahr sein, daß Rico sich auf den verwirrenden Wegen verlieren könnte und dann in den wilden Bergen umherirren mußte?«

Der Pfarrer beruhigte die Frau nochmals, und nun ging sie zurück und bedachte, was nun alles für Rico zu tun sei. Dieser trat eben in den Garten ein, und das Freudengeschrei, das ihm Silvio entsandte, war so durchdringend, daß Rico in drei Sprüngen am Bett war, um zu sehen, was sich da ereignet habe.

»Was hast du? Was hast du?« fragte Rico immerzu, und Silvio rief in einem fort: «Ich will's sagen! Ich will's sagen!« vor lauter Angst, die Mutter komme ihm zuvor. Diese ließ die Buben mit ihrer Freude allein und ging ihrem Geschäfte nach; denn das war nun das Wichtigste. Sie holte einen Reisesack hervor und stopfte unten hinein ein riesiges Stück geräuchertes Fleisch, einen halben Laib Brot, ein großes Paket gedörrter Pflaumen und Feigen, und eine Flasche Wein. Dann kamen die Kleider, zwei Hemden, zwei Paar Strümpfe, und ein Paar Schuhe und Taschentücher, und bei alledem war der Mutter Silvios nicht anders zumute, als reise Rico nach dem fernsten Weltteil? und sie merkte nun erst recht, wie lieb Rico ihr war, so daß sie ohne ihn fast nicht mehr sein konnte.

Sie mußte, während sie packte, immer wieder denken: »Wenn es nur kein Unglück gibt!«

Nun kam sie mit dem Reisesack herunter und ermahnte Rico, jetzt gleich hinzugehen und der Wirtin alles gut zu erklären und sie zu bitten, daß sie ihn auch gehen lasse und nichts dagegen habe. Den Sack könne er gleich zur Bahn bringen.

Rico war äußerst erstaunt, daß dies sein Gepäck sein sollte, er tat aber folgsam, wie ihm geheißen wurde und ging dann zur Wirtin. Er erzählte dieser, daß er in die Berge hinauf müsse und Stineli herunterholen, und es komme vom Herrn Pfarrer her, daß er gleich morgen um fünf Uhr fort müsse. Der Wirtin flößte schon ein wenig Achtung ein, daß der Herr Pfarrer mit der Sache zu tun hatte. Sie wollte wissen, wer Stineli sei, dachte gleich, das könnte etwas für sie sein, mußte aber hören, daß das Mädchen zu Frau Menotti komme. Da ließ sie die Sache gehen; denn der Frau Menotti wollte sie nichts in den Weg legen. Sie war zufrieden, daß diese ihr den Rico so ruhig überlassen hatte. Sie nahm auch an, Stineli sei Ricos Schwester, er sage es nur nicht, wie er überhaupt nie etwas von seinen Familienverhältnissen erwähnt hatte.

So erzählte sie auch noch denselben Abend allen Gästen, die ins Haus kamen, Rico hole morgen seine Schwester herunter; denn er habe erfahren, wie gut man es hier unten haben könne.

Nun wollte sie aber auch zeigen, wie sie es mit Rico meinte. Sie holte einen großen Korb vom Estrich herunter und steckte ihn voller Würste, Käse und Eier, Brotschnitten mit fingerdicker Butter dazwischen und sagte:

Auf der Reise sollst du keinen Hunger haben, und was mehr ist, kannst du dort oben verzehren. Da wirst du nicht viel finden, und für den Heimweg mußt du auch noch etwas haben. Denn du kommst doch wieder, Rico, sicher?«

»Sicher,«, sagte Rico, »in acht Tagen bin ich wieder da.« Nun trug Rico noch seine Geige zu Frau Menotti; denn die hätte er sonst niemand anvertraut. Dann nahm er Abschied.

## Zurück ins Engadin

Am Morgen, lange vor fünf Uhr, stand Rico fertig auf dem Bahnsteig und konnte kaum erwarten, daß es vorwärts ging. Nun saß er im Wagen wie vor drei Jahren, aber nicht mehr so furchtsam in die Ecke gedrückt, mit der Geige in der Hand. Jetzt brauchte er eine ganze Bank; denn neben ihm lagen Sack und Korb, die brauchten reichlich Platz. In Bergamo traf er richtig mit dem Pferdehändler zusammen, und nun reisten sie ungestört weiter, noch ein gutes Stück in demselben Wagen, dann über den See. Sie stiegen aus und gingen zu einem Wirtshaus, wo schon die Pferde vor dem großen Postwagen geschirrt standen. Rico erinnerte sich deutlich, wie er auf seiner ersten Reise allein hier in der Nacht gewartet hatte, als die Studenten fortgegangen waren. Eine Laterne hatte von der Stalltür dort herübergeleuchtet, und hier war er auch dem Schafhändler wieder begegnet.

Es war schon Abend, und bald bestieg man den Postwagen und fuhr den Bergen zu. Diesmal saß Rico mit seinem Begleiter im Wagen, und kaum hatte er sich recht in seine Ecke gesetzt, als ihm die Augen zufielen; denn vor Aufregung hatte er in der vorhergehenden Nacht keine Stunde geschlafen. Nun holte er es nach. Ohne nur einmal zu erwachen, schlief er fort, bis die Sonne hoch am Himmel stand und der Wagen ganz langsam fuhr, und als er seinen Kopf aus dem Fenster steckte, erblickte Rico zu seiner unbeschreiblichen Verwunderung, daß der Wagen die Zickzackstraße hinauffuhr, die auf den Malojapaß führt und die er so gut kannte.

Aus dem Fenster konnte er nicht viel überschauen, nur von Zeit zu Zeit eine Wendung der Straße; aber jetzt hätte er so gern alles ringsum gesehen. Da stand das Wirtshaus, wo er sich am Wege hingesezt und mit dem Kutscher gesprochen hatte. Alle Reisenden stiegen einen Augenblick aus, den Pferden wurde Futter gegeben. Rico stieg auch aus dem Wagen. Er ging zum Kutscher und fragte bescheiden: »Darf ich bis Sils bei Euch auf dem Bock sitzen?«

»Steig auf!« sagte der Kutscher.

Und nun stiegen alle wieder ein. Im lustigen Trab ging es abwärts, und dann die ebene Straße dahin. Jetzt kam der See. Dort lag die waldige Halbinsel, und dort - das waren die weißen Häuser von Sils, und drüben lag Sils-Maria. Das Kirchlein schimmerte in der Morgensonne, und dort gegen den Berg hin sah er die beiden Häuschen.

Ricos Herz klopfte stärker. Wo konnte Stineli sein? Nur noch eine kurze Strecke, und der Postwagen hielt an in Sils.

Stineli hatte seit Ricos Verschwinden viele harte Tage erlebt. Die Kinder wurden größer. Es gab immer mehr Arbeit, und das meiste fiel auf Stineli. Sie war das älteste von den Kindern, und neben den Alten war sie doch noch sehr zart. Einmal hieß es: »Stineli kann dies tun, sie ist ja alt genug dazu«, und dann gleich nachher: »Das kann Stineli verrichten; sie ist ja jung.« Die Freude konnte es mit niemand mehr teilen, seit Rico fort war, wenn sie noch einen Augenblick Zeit dazu gehabt hätte.

Vor einem Jahr war die Großmutter gestorben, und von da an gab es für Stineli keine freien Augenblicke mehr. Vom Morgen bis zum Abend war soviel Arbeit zu tun, daß sie nie fertig wurde, sondern immer beschäftigt war.

Aber Stineli hatte den guten Mut nie verloren, obschon sie um die Großmutter sehr hatte weinen müssen und jetzt noch jeden Tag ein paarmal dachte: ohne die Großmutter und Rico sei es nicht mehr so schön auf der Welt, wie es einmal

gewesen war.

An einem sonnigen Samstagmorgen kam sie mit einem großen Bündel Stroh auf dem Kopf hinter der Scheune hervor. Sie wollte schöne Strohwische zum Fegen machen. Die Sonne schien auf den trockenen Weg gegen Sils hin. Sie stand still und schaute hinüber. Da kam ein Bursche des Weges, den sie nicht kannte. Das war kein Silser, das sah sie sofort. Und als er näher kam, stand er still und schaute Stineli an, und sie schaute ihn auch an und war verwundert; aber mit einem Male warf sie ihr Stroh- bündel weit weg, sprang auf den Stillstehenden zu und rief: »O Rico, lebst du noch? Bist du wieder da? Aber bist du groß, Rico! Zuerst habe ich dich nicht erkannt, aber als ich dir ins Gesicht sah, wußte ich sofort: das ist Rico! Kein Mensch sonst hat ja ein Gesicht wie du!«

Stineli stand ganz glühend vor Freude vor ihm, und Rico stand kreideweiß vor innerer Erregung und konnte zuerst nichts sagen und schaute nur Stineli an. Dann sagte er: »Du bist auch so groß geworden, Stineli, aber sonst bist du noch wie früher. Je näher ich dem Hause kam, je mehr wurde mir Angst, du seiest vielleicht anders geworden.«

»O Rico, daß du wieder da bist!« jubelte Stineli, »o wenn das die Großmutter wüßte! Aber du mußt hereinkommen, Rico, die werden sich alle wundern!« Stineli lief voraus und machte die Tür auf, und Rico ging hinein. Die Kinder versteckten sich sogleich eins hinter das andere; die Mutter stand auf und grüßte Rico fremd und fragte, was ihm gefällig sei. Weder sie, noch eins der Kinder hatten ihn erkannt. Jetzt traten auch Trudi und Sami in die Stube und grüßten im Vorbeigehen.

»Kennt ihr ihn denn alle nicht?« brach nun Stineli aus, »es ist ja Rico!«

Jetzt ging das Verwundern von allen Seiten an, und man war gerade noch dabei, als der Vater zum Essen eintrat. Rico trat ihm entgegen und bot ihm die Hand. Der Vater nahm sie und schaute den Jungen an.

»Ist's etwa einer von den Verwandten?« fragte er: denn er kannte diese nie genau, wenn sie einmal zu Besuch kamen.

»Jetzt kennt ihn der Vater auch nicht«, sagte Stineli ein wenig empört. »Es ist ja der Rico, Vater!«

»So, so, das ist recht«, bemerkte der Vater und schaute ihn noch einmal von oben bis unten an. »Du kannst dich sehen lassen. Hast du ein Handwerk gelernt? Komm, setze dich zu uns, da kannst du erzählen, wie es dir ergangen ist.«

Rico setzte sich nicht gleich, er schaute immer nach der Tür. Endlich fragte er zögernd. »Wo ist die Großmutter?« Der Vater sagte, sie liege drüben in Sils, nicht weit vom alten Lehrer. Rico hatte mit der Frage gezögert, weil er die Antwort fürchtete, da er die Großmutter nirgends sah. Er setzte sich nun zu Tisch mit den andern, aber es war ganz still, und essen mochte er auch nicht; er hatte die Großmutter so lieb gehabt.

Aber nun wollte der Vater hören, wo Rico hingekommen sei an jenem Tage, als sie nach ihm in den Schluchten herumsuchten, und was er in der Fremde erlebt habe. Da erzählte denn Rico, wie es ihm ergangen war. Schon bald kam er auf Frau Menotti und Silvio zu sprechen und erklärte nun deutlich, warum er hierher gekommen sei und daß er mit Stineli nach Peschiera zurückkehren wolle, sobald es dem Vater und der Mutter recht sei. Stineli machte die Augen ganz weit auf während Ricos Erzählung; sie hatte ja von allem noch kein Wort gehört. Wie ein Freudenfeuer leuchtete es auf in ihrem Herzen: mit Rico an seinen schönen See hinuntergehen und wieder alle Tage mit ihm zusammensein bei der guten Frau und dem kranken Silvia, der so nach ihr beehrte!

Erst schwieg der Vater eine Zeitlang, denn er überstürzte nie ein Ding; dann

sagte er: »Es ist recht, wenn eins unter die Fremden kommt, es lernt etwas, aber Stineli kann nicht gehen, von der ist keine Rede. Sie ist nötig daheim; es kann ein anderes gehen, etwa Trudi.«

»Ja, ja, so ist's besser«, sagte auch die Mutter; »ohne Stineli kann ich's nicht schaffen.« Trudi hob den Kopf und sagte: »So ist es mir auch recht, es ist doch nur immer ein Kindergeschrei bei uns.

Stineli sagte kein einziges Wort. Sie sah nur Rico gespannt an, ob er nichts mehr sagen werde, weil der Vater so bestimmt abgesagt hatte, und ob er nun Trudi mitnehmen wolle. Aber Rico sah den Vater unerschrocken an und sagte:

»Ja, so geht es nicht. Der kranke Silvio will unbedingt Stineli haben und sonst niemand, und er weiß schon, was er will. Er würde Trudi wieder heimschicken, dann hätte sie den Weg vergebens gemacht. Und dann hat mir die Frau Menotti auch noch gesagt: wenn Stineli mit Silvio gut auskomme, so könne sie alle Monate fünf Gulden heimschicken, wenn es so recht sei, und daß Silvia und Stineli gut zusammen fertig werden, weiß ich im voraus so gut, als wenn ich es gerade vor mir sähe.«

Der Vater stellte seinen Teller beiseite und setzte die Mütze auf. Er war fertig mit dem Essen, und zum strengen Nachdenken hatte er gern die Mütze auf dem Kopf; es war so, wie wenn sie ihm die Gedanken besser zusammenhielte.

Jetzt überdachte er im stillen, wie er sich abmühen mußte, bis er nur einen einzigen baren Gulden in die Hand bekam, dann sagte er sich: »Fünf Gulden jeden Monat bar in die Hand, ohne auch nur einen Finger zu rühren!« Er schob die Mütze auf die eine Seite und dann auf die andere, dann sagte er: »Stineli kann gehen, ein anderes Mädchen wird dasselbe im Haus tun können.«

Stinelis Augen leuchteten. Die Mutter sah ein wenig seufzend über die kleinen Köpfe hin, und wer sollte all das Geschirr säubern helfen? Trudi gab dem Peterli einen Ellbogenstoß und sagte: »Sitz einmal still!« obschon er diesmal völlig ruhig seine Bohnen aß.

Der Vater hatte noch einmal an seiner Mütze gerückt; es war ihm noch etwas in den Sinn gekommen. »Stineli ist aber noch nicht konfirmiert«, sagte er, »es wird, denk ich wohl, noch konfirmiert sein müssen.

»Ich werde erst in zwei Jahren konfirmiert, Vater«, sagte Stineli eifrig; »so kann ich ganz gut jetzt für zwei Jahre fortgehen, und dann kann ich ja wieder heimkommen.«

Das war ein guter Ausweg; nun waren auf einmal alle zufrieden. Vater und Mutter dachten: wenn alles ohne Stineli krumm gehe, so sei es doch nur für einige Zeit, die auch einmal vorbei sei. Trudi dachte: »Sobald sie wieder da ist, gehe ich, und dann können sie sehen, wann ich wiederkomme.« Rico und Stineli sahen einander an, und die helle Freude lachte ihnen aus den Augen.

Da der Vater die Sache nun als abgemacht ansah, stand er vom Tisch auf und sagte: »Sie können morgen gehen, so weiß man, woran man ist.«

Doch die Mutter klagte: so schnell werde es ja nicht sein müssen. Sie jammerte immerfort, bis der Vater sagte: »So können sie am Montag gehen.« Weiter hinaus wollte er es nicht verschieben, weil er dachte, so töne es fort, bis Stineli und Rico abgereist seien.

Für Stineli gab es nun viel Arbeit. Rico begriff dies und machte sich an Sami und sagte ihm, er wolle sehen, ob es in Sils Maria noch sei wie früher; auch wolle er noch einen Sack und einen Korb von Sils herüberholen, da könne ihm der Sami tragen helfen. So zogen sie aus. Zuerst stand Rico vor seinem ehemaligen Häuschen still und schaute die alte Haustür an und den Hühnerstall; alles war genau

wie früher. Er fragte Sami, wer drin wohne, ob die Base noch ganz allein sei. Aber die Base war schon -lange fortgezogen, hinauf nach Silvaplana, und kein Mensch sah sie mehr; denn in Sils-Maria zeigte sie sich nie mehr.

In dem Häuschen wohnten Leute, von denen Rico nichts wußte. Überall, wo er mit Sami hinkam, vor den alten bekannten Häusern und aus den Scheunen starrten ihn die Leute fremd an, kein einziger kannte ihn mehr. Als sie am Abend nach Sils hinübergingen, schwenkte Rico gegen den Friedhof ein. Er wollte zum Grab der Großmutter gehen, aber Sami wußte nicht recht, wo es war.

Mit Sack und Korb beladen, kehrten die beiden, als es dunkelte, zum Hause zurück. Da stand Stineli noch am Brunnen und fegte den Stalleimer zum letztenmal, und als nun Rico neben ihr stand, sagte sie strahlend vor Freuden und Fegeeißer: »Ich kann's fast nicht glauben, Rico!«

»Aber ich«, sagte dieser so sicher, daß ihn Stineli erstaunt ansah. »Aber sieh, Sineli«, fügte er hinzu, »du hast es auch nicht so lange ausdenken können wie ich.«

Stineli mußte sich noch ein paarmal wundern, daß Rico so bestimmt etwas sagen konnte; das hatte sie früher nicht an ihm gekannt.

Man hatte Rico in der Dachkammer ein Bett zurecht gemacht. Dorthin trug er seine Sachen; erst morgen wollte er alles auspacken. Als am folgenden Tage, am hellen, schönen Sonntag, alle um den Tisch saßen, kam Rico und schüttelte gerade vor Urschli und Peterli einen solchen Haufen von Feigen und Pflaumen hin, wie sie in ihrem ganzen Leben noch keinen gesehen hatten. Feigen hatten sie noch nie gegessen. Und eine Masse Würste, Fleisch und Eier stellte er mitten auf den Tisch. Nachdem das große Erstaunen darüber ein wenig nachgelassen hatte, ging eine Schmauserei an, wie sie da noch nicht stattgefunden hatte, und bis zum späten Abend knabberten die Kinder im höchsten Vergnügen an den süßen Feigen herum.

## Zwei frohe Reisende

Am Montag konnte die Reise erst spät vor sich gehen. Das hatte der Pferdehändler dem Rico deutlich beschrieben, so daß er über den Verlauf der Rückreise genau unterrichtet war. Nachdem nun Abschied genommen war, wanderten Rico und Stineli gegen Sils hin, und am Häuschen stand die Mutter und alle die kleinen Kinder um sie herum und schauten ihnen nach. Der Sami ging neben ihnen her und trug den Sack auf dem Kopf, und den Korb trug Rico auf der einen und Stineli auf der anderen Seite. Stinelis Kleider füllten beide Gepäckstücke bis oben hin.

Bei der Kirche in Sils sagte Stineli: »Wenn uns die Großmutter noch sehen könnte! Wir wollen ihr doch noch Lebewohl sagen, nicht, Rico?« Er wollte gern und berichtete, daß er schon dagewesen wäre und sie nicht gefunden hätte; aber Stineli wußte schon, wo die Großmutter lag.

Als der Postwagen heranfuhr und stillehielt, rief der Kutscher herunter: ~Sind die zwei da, die an den Gardasee hinunter müssen? Ich habe schon gestern nachgefragt!« Der Pferdehändler hatte sie gut empfohlen, und nun rief der Kutscher: ~Kommt herauf! Die andern haben hier draußen gefroren, der Wagen ist voll, und ihr seid jung.«

Damit half er ihnen auf den Sitz hinter dem Bock, oben auf dem Wagen und nahm eine dicke Decke hervor, die stopfte er um die beiden, daß sie ganz eingewickelt dasaßen, und nun ging's vorwärts. Zum ersten Male, seit sie sich wiedergesehen hatten, saßen nun Rico und Stineli allein beieinander und konnten sich ungestört erzählen, was sie in den drei Jahren erlebt hatten. Das taten sie nun auch recht nach Herzenslust von Anfang an. Unter dem funkelnden Sternenhimmel fuhren sie dahin und schliefen nicht während der ganzen Nacht vor lauter Freude und Vergnügen. Am Morgen waren sie am ersten See, dem Comersee. Nach der Eisenbahnfahrt gelangten sie zur gleichen Stunde, in der Rico vor drei Jahren angekommen war, in Peschiera an. Sie gingen vom Bahnhof den Weg hinunter, dem Gardasee zu. Rico wollte nicht, daß Stineli den See sehe, bevor sie an seinem Plätzchen angekommen waren. So führte er sie nun zwischen den Bäumen durch, bis sie auf einmal bei der kleinen Brücke ins Freie kamen.

Da lag der See in der Abendsonne. Rico und Stineli setzten sich auf die niedere Uferböschung und schauten hinüber. Er war, wie ihn Rico geschildert hatte, aber noch viel schöner; denn solche Farben hatte Stineli noch nie gesehen. Sie schaute hin und her nach den violetten Bergen und auf die goldene Flut und rief endlich voller Entzücken: »Er ist noch schöner als der Silsersee!« Rico hatte aber auch noch nie empfunden, wie schön er war, wie jetzt, da er ihn mit Stineli zusammen sah.

Im stillen hatte Rico noch eine Freude: wie wollte er Silvio und seine Mutter überraschen! Kein Mensch hatte gedacht, daß er sobald zurück sein könnte. Bevor acht Tage um waren, erwartete sie niemand, und nun saßen sie schon da am See. Rico mußte Stineli zeigen, wo die Mutter gestanden hatte, wenn sie am See wusch, und er dasaß und auf sie wartete, und er mußte erzählen, wie sie miteinander über die schmale Brücke kamen und sie ihn an der Hand hielt.

»Aber wo seid ihr dann hingegangen?« fragte Stineli. »Hast du nie das Haus gefunden, in das ihr hineingegangen seid?«

Rico verneinte. »Wenn ich da hinaufgehe, vom See gegen die Schienenbahn hinauf, dann ist's auf einmal, als sei ich da mit der Mutter gewesen, habe auf

einer Stufe gesessen und vor uns die roten Blumen gesehen, aber von allem kann ich nichts mehr entdecken. Und den Weg hinauf linde ich nicht, auf den kann ich mich nicht mehr besinnen.«

Endlich standen sie auf und gingen zu Frau Menottis Haus. Rico trug den Sack und Stineli den Korb. Als sie in den Garten eintraten, erstaunte Stineli und rief laut: »O wie schön, o die schönen Blumen! «

Das schnellte den Silvio hoch wie eine Feder. Er schrie aus Leibeskräften: »Rico kommt mit Stineli!«

Die Mutter glaubte, das Fieber habe ihn gepackt. Sie warf die Sachen, an denen sie arbeitete, beiseite und eilte herbei.

In dem Augenblick trat Rico unter die Tür, und vor Schrecken und Freude hätte er die gute Frau fast umgeworfen; denn bis auf diesen Augenblick hatte sie heimlich immerfort die schwersten Befürchtungen ausgestanden, das Unternehmen könnte Rico ans Leben gehen.

Hinter Rico kam ein Mädchen hervor mit einem so freundlichen Gesicht, daß es sogleich der Frau Menotti Herz gewann. Erst mußte sie aber dem Rico beide Hände fast abschütteln vor Freude, und währenddessen ging Stineli schnell an das Bettchen und begrüßte Silvio. Sie legte den Arm um des Bübleins schmale Schultern und lachte ihm freundlich ins Gesicht, als hätten sie sich schon lange gekannt und gern gehabt, und Silvio packte sie gleich um den Hals und zog sie auf sein Gesicht herunter.

Dann legte Stineli ein Geschenk aufs Bett, das sie in die nächste Tasche gesteckt hatte, um es gleich bei der Hand zu haben. Es war ein Kunstwerk, das Peterli von jeher allen anderen Freuden vorgezogen hatte: ein Tannenzapfen, dem in jede kleine Öffnung zwischen den harten Schuppen ein dünner Draht eingesteckt war. Oben auf dem Draht war je ein komisches Figürchen aus Pantoffelholz festgemacht. Diese Figürchen zappelten lustig gegeneinander und verbeugten sich; sie hatten von Röteln und Kohle so feurig bemalte Gesichter, daß Silvio nicht mehr aus dem Lachen kam.

Unterdessen hatte die Mutter von Rico über den sicheren und glücklichen Verlauf der Reise das Notwendigste vernommen. Sie kehrte sich nun zu Stineli und begrüßte sie mit aller Herzlichkeit. Stineli sprach mehr mit ihren freundlichen Augen als mit dem Mund. Sie konnte nicht Italienisch und mußte sich mit den wenigen ihr bekannten romanischen Wörtern helfen, so gut sie konnte. Aber sie war nicht von schwerer Gemütsart und fand sich gleich zurecht, und wo sie das Wort nicht fand, da beschrieb sie die Sache gleich mit den Fingern und allerhand Zeichen, was Silvio unbeschreiblich kurzweilig vorkam; denn so ging's zu wie in einem Spiel, wo es immer etwas zu erraten gab.

Nun ging Frau Menotti an den Schrank, wo alles bereit lag, was man zum Essen brauchte, Teller und Tischtuch, das kalte Huhn, die Früchte und der Wein. Sobald Stineli das bemerkte, lief sie augenblicklich hin, trug herzu, deckte den Tisch und war so erstaunlich flink, daß Frau Menotti gar nichts mehr zu tun übrig blieb, als nur verwundert zuzusehen. Bevor sie nur Zeit hatte, zu überlegen, was nun folgen werde, war schon alles ordentlich vorgerichtet. Wie es sein mußte, und auf einem Brett dem Silvio vorgelegt, was diesem sehr gut gefiel.

Da setzte sich Frau Menotti hin und sagte: »So habe ich es lange nicht gehabt; aber jetzt komm und setze dich, Stineli, und iß mit uns.«

Nun aßen alle fröhlich und saßen beisammen, als hätten sie immer zueinander gehört und müßten auch immer so zusammenbleiben. Dann berichtete Rico von der Reise, und derweilen stand Stineli auf und räumte leise alles wieder weg in den Schrank hinein; sie wußte nun schon, wo jedes Ding seinen Platz hatte. Nun setzte sie sich

ganz nah an Silvios Bett und machte Figuren mit ihren gelenkigen Fingern, so daß davon der Schatten auf die Wand fiel, und alle Augenblicke lachte Silvio hell auf und rief: »Ein Hase! Ein Tier mit Hörnern! Eine Spinne mit langen Beinen!«

So verfloß der erste Abend so schnell und vergnüglich, daß keines begreifen konnte, wo die Zeit hingekommen war, als es zehn Uhr schlug. Rico stand auf, er wußte, daß er nun gehen mußte. Es war aber eine schwarze Wolke über sein Gesicht gekommen. Er sagte kurz »Gute Nacht!« und ging hinaus. Aber Stineli lief ihm nach, und im Garten nahm sie ihn bei der Hand und sagte: »Nun darfst du nicht traurig werden, Rico! Es ist so schön hier, ich kann dir gar nicht sagen, wie es mir gefällt. Wie froh bin ich! Das alles habe ich dir zu danken! Und morgen kommst-du wieder, und alle Tage. Freut es dich nicht, Rico?«

»Ja«, sagte er und schaute Stineli niedergeschlagen an, »und alle Abende, wenn's am schönsten ist, muß ich weg und gehöre zu niemand.«

»Ach, so mußt du nicht denken, Rico«, ermunterte ihn Stineli.

»Wir haben doch immer zueinander gehört, und ich habe mich drei Jahre lang immer darauf gefreut, daß wir wieder einmal zusammenkommen werden. Wenn es daheim manchmal so zuging, daß ich lieber nicht mehr hätte dabei sein wollen, dachte ich immer: Wenn ich nur einmal wieder bei Rico sein könnte, wollte ich alles gern tun. Und nun ist alles so gekommen, daß ich keine größere Freude wüßte, und jetzt willst du dich nicht mit mir freuen, Rico?«

»Doch, ich will«, sagte Rico und schaute Stineli heller an. Er gehörte doch zu jemand; Stinelis Worte hatten ihn wieder ins Gleichgewicht gebracht. Sie gaben einander noch einmal die Hand, dann ging Rico zum Garten hinaus.

Als Stineli in die Stube zurückkam und nach der Mutter Anweisung Silvia Gutenacht sagen wollte, ging ein neuer Kampf an. Er wollte sie durchaus nicht von sich weglassen und rief einmal ums andere: »Stineli muß bei mir bleiben und immer an meinem Bett sitzen! Sie sagt lustige Worte und lacht mit den Augen.«

Da half nun keine Ermahnung, bis zuletzt die Mutter sagte: »So halt du jetzt Stineli die ganze Nacht über fest, daß sie nicht schlafen kann; dann ist sie morgen krank wie du und kann nicht aufstehen, und du siehst sie nicht mehr für lange Zeit.«

Da ließ Silvio endlich Stinelis Arm los, den er fest umklammert hatte, und sagte:

»Geh, schlaf, Stineli; aber komm früh am Morgen wieder!«

Das versprach Stineli, und nun zeigte Frau Menotti ihr ein sauberes Kämmerlein, das auf den Garten hinausschaute, von wo ein lieblicher Blumenduft durch das offene Fenster heraufstieg.

Mit jedem Tage wurde Stineli nun dem kleinen Silvia unentbehrlicher; wenn sie nur zur Tür hinausging, sah er das als ein Unglück an. Dafür war er aber auch ordentlich und gut, wenn sie bei ihm war, tat alles, was sie ihn hieß und plagte seine Mutter nicht mehr. Es war auch, als ob das zappelige Büblein wirklich seit Stinelis Ankunft seine großen Schmerzen verloren habe. Noch nie hatte es gejammert, seit sie an seinem Bett saß, und doch war nun schon mancher Tag seit jenem ersten Abend hingegangen.

Stineli hatte aber auch eine unerschöpfliche Fundgrube von Unterhaltungen, und alles, was sie in die Hand nahm, und was sie tat und sagte, wurde zur anmutigsten Kurzweil für Silvio; denn Stineli hatte sich von klein auf nach den kleinen Kindern richten und immerfort darauf bedacht sein müssen, sie zufrieden zu erhalten mit Worten, Händen und Blicken, und auf jegliche Weise mit jeder Bewegung.

So war Stineli unbewußt in ihrem Sein und ganzen Wesen schon die

allerangenehmste Unterhaltung, die es für ein kleines, empfindliches, an sein Bettchen gefesselt Bublein nur geben konnte. Die gelehrige Stineli hatte bald dem Silvio ganze Sätze abgelauscht und schwatzte unverzagt mit ihm drauflos, und wenn sie die Wörter noch verkehrt gebrauchte, hatte er einen Hauptspaß daran, und die Sache war für ihn wie ein absichtlich erfundenes Vergnügen.

Die Mutter konnte Rico nie in den Garten treten sehen, ohne daß sie ihm entgegenlief. Jetzt durfte sie laufen, wohin sie nur wollte und wann es ihr gefiel. Sie nahm ihn gern noch ein wenig auf die Seite, um ihm zu sagen, welchen Schatz er ihr ins Haus gebracht habe, wie glücklich und froh der kleine Silvio sei, wie in seinem ganzen armen Leben noch nie, und wie sie nur nicht begreife, daß es ein solches Mädchen geben könne. Mit Silvio sei es ganz kindlich und gerade so, als habe es selbst die größte Freude an den Dingen, die dem Bublein Kurzweil machen. Mit Stineli könne man vernünftig reden; sie habe eine Erfahrung in der Arbeit und im Einrichten, wie kaum eine Frau. Seit sie Stineli im Hause habe, gehe alles wie von selbst, und sie habe alle Tage Sonntag. Kurz, Frau Menotti konnte nicht genug Worte finden, um das Mädchen in allen seinen Eigenschaften zu bewundern und zu loben, und Rico hörte ihr gern zu.

Wenn sie dann alle beisammensaßen und immer eins das andere freundlich ansah, als wollte keines mehr vom anderen weggehen, hätte man denken können, das seien die glücklichsten Menschen weit umher, denen nichts mehr mangle. Aber mit jedem Abend wurde die Wolke auf Ricos Gesicht ein wenig dunkler und schwarzer, sobald es zehn Uhr schlug, und wenn auch Frau Menotti in ihrer frohen Stimmung nichts merkte, sah Stineli dies sehr gut, und heimlich bekümmerte sie sich und dachte: »Es ist wie vor einem Gewitter!«

## Wolken am schönen Gardasee

Es kam ein schöner Herbstsonntag. Drüben in Riva war für den Abend Tanz angesagt, und Rico sollte hinüberfahren, um zu spielen. So konnte er den Tag nicht mit Stineli und den anderen zubringen. In der Woche vorher war davon schon mehrmals gesprochen worden. Wenn Rico nicht kommen konnte, war der Tag nicht mehr so licht und freudig.

Stineli suchte alles mögliche hervor, um der Sache noch eine gute Seite abzugewinnen: »Du fährst dann im Sonnenschein über den See und kommst unter dem Sternenhimmel wieder zurück, und wir denken die ganze Zeit an dich«, hatte sie ihm gesagt, als er zuerst sagte, daß ein Tanzsonntag folge. Rico kam am Samstagabend mit seiner Geige; denn Stinelis größte Freude war sein Spiel. Rico spielte schöne Weisen, eine nach der anderen, aber sie waren alle traurig, und es war, als machten sie auch ihn traurig; denn er schaute auf seine Geige mit einer Dürsterkeit, als tue sie ihm das größte Leid an.

Auf einmal steckte er seinen Bogen weg, lang noch ehe es zehn geschlagen hatte, und sagte: »Ich will gehen.«

Frau Menotti wollte ihn festhalten, sie begriff nicht, was ihm einfiel. Stineli hatte ihn immer angesehen, während er spielte. Jetzt sagte sie nur: »Ich gehe noch ein paar Schritte mit dir.«

»Nein!« rief Silvio, »geh nicht fort, bleib hier, Stineli!«

»Ja, ja, Stineli«, sagte Rico, »bleib du nur und laß mich gehen!«

Dabei sah er Stineli gerade so an wie damals, als er vom Lehrer kam und sagte: »Es ist alles verloren.«

Stineli ging zu Silvios Bett und sagte leise: »Sei brav, Silvio. Morgen erzähl ich dir die allerlustigste Geschichte vom Peterli, aber mach jetzt keinen Lärm!«

Silvio hielt sich wirklich still, und Stineli ging Rico nach. Als sie am Gartenzaun standen, kehrte Rico sich um und deutete auf die erleuchtete Stube, die vom Garten her so wohnlich aussah und sagte:

»Geh wieder, Stineli. Dort gehörst du hinein und bist daheim, und ich gehöre auf die Straße. Ich bin nur ein Heimatloser, und so wird es immer sein; darum laß mich nur!« »Nein, nein, so lasse ich dich nicht gehen! Rico, wohin willst du jetzt?«

»An den See«, sagte Rico und ging der Brücke zu. Stineli ging mit. Als sie an der Böschung standen, hörten sie unten die Wellen leise flüstern, und lauschten eine Weile. Dann sagte Rico:

»Siehst du, Stineli, wenn du nicht da wärst, ginge ich gleich fort, weit fort. Aber ich wüßte nicht, wohin. Ich muß doch immer ein Heimatloser sein und mein ganzes Leben lang in Wirtshäusern geigen, wo sie lärmten, wie wenn sie von Sinnen wären. Ich muß in einer Kammer schlafen, wo ich lieber nicht mehr hineinginge. Du gehörst nun in das schöne Haus und ich gehöre nirgends hin. Und siehst du, wenn ich da hinabsehe, so denke ich: Hätte mich doch die Mutter hier hineingeworfen, ehe sie sterben mußte, so wäre ich kein Heimatloser geworden.«

Stineli hatte ihm mit Kummer im Herzen zugehört, aber als er diese letzten Worte sagte, bekam sie einen großen Schrecken und rief: »O Rico, so etwas darfst du nicht sagen! Du hast gewiß lange dein Vaterunser nicht mehr gebetet, darum sind dir diese bösen Gedanken gekommen.«

»Ich, ich habe es nicht mehr gebetet, ich kann es nicht mehr.«

Das war Stineli ein schreckliches Wort.

»O, wenn das die Großmutter wüßte, Rico«, rief sie jammernd. »Sie müßte einen rechten Kummer für dich ausstehen. Weißt du, wie sie gesagt hat: ‚Wer sein Vaterunser vergißt, dem geht es schlecht!? O komm, Rico, du mußt es wieder lernen, ich will's dich gleich lehren. Du kannst es bald wieder!«

Und Stineli fing an und sagte ihm mit warmer Teilnahme ihres Herzens zweimal hintereinander das Vaterunser vor. Als sie nun so tief beteiligt den Worten folgte, bemerkte sie, daß da gerade für Rico viel Trostreiches darin vorkam, und wie es zu Ende war, sagte sie:

»Siehst du, Rico, weil doch dem lieben Gott das ganze Reich gehört, so kann er dir schon noch eine Heimat finden; ihm gehört auch alle Kraft, daß er sie dir geben kann.«

»Jetzt kannst du sehen, Stineli«, entgegnete Rico, »wenn der liebe Gott eine Heimat in seinem Reich für mich hätte und auch die Kraft hat, daß er sie mir geben könnte, so will er nicht.«

»Ja, aber du mußt auch eins bedenken«, fuhr Stineli fort, »der liebe Gott kann auch bei sich selbst sagen: ‚Wenn der Rico etwas von mir will, so kann er auch einmal beten und kann mir's sagen?.«

Dagegen wußte Rico nichts einzuwenden. Er schwieg eine kleine Weile, dann sagte er: »Sag noch einmal das Vaterunser, ich will's wieder lernen.«

Stineli sagte es noch einmal. Nun gingen sie friedlich heim, jedes auf seine Seite, und Rico mußte noch immer an das Reich und die Kraft denken.

An dem Abend aber, als er in seiner stillen Kammer war, betete er von Herzen demütig; denn er fühlte, daß er im Unrecht war, zu denken, der liebe Gott sollte ihm geben, was ihm mangelte, und er hatte ihn ja nie darum gebeten. Stineli trat gedankenvoll in den Garten ein. Sie erwog, ob sie über alles mit Frau Menotti reden sollte. Vielleicht könnte sie für Rico eine andere Beschäftigung finden als dies Geigen zum Tanz in den Wirtshäusern, das ihm so zuwider war. Aber der Gedanke, Frau Menotti mit diesen Angelegenheiten zu beschäftigen, verging ihr, als sie in die Stube eingetreten war. Silvio lag glühendrot auf seinen Kissen, atmete heftig und ungleich, und am Bett saß die Mutter und weinte. Silvio hatte plötzlich wieder einen Anfall und große Schmerzen gehabt, und ein wenig Zorn, daß Stineli fort war, mochte das Fieber noch vermehrt haben. Die Mutter war so niedergeschlagen, wie Stineli sie noch nie gesehen hatte. Als sie sich endlich ein wenig ermuntern konnte, sagte sie:

Komm, Stineli, setz dich da neben mich, ich möchte dir etwas sagen. Sieh, es liegt mir etwas so schwer auf dem Herzen, daß ich manchmal meine, ich könnte es fast nicht mehr ertragen. Du bist freilich jung, aber du bist ein vernünftiges Mädchen und hast schon viel gesehen, und ich meine, es würde mir schon leichter werden, wenn ich mir dir darüber reden könnte. Du siehst ja, wie es mit Silvio ist, mit meinem einzigen Söhnlein. Nun habe ich aber nicht nur das Leid seiner Krankheit, die ja nie heilen kann, sondern ich muß oft bei mir selbst sagen: es ist vielleicht eine Strafe von Gott, weil wir unrechtes Gut behalten haben und genießen, obwohl wir es nicht an uns ziehen und behalten wollten. Ich will dir's von Anfang an erzählen.

Als wir uns verheirateten, Menotti und ich, besaß er einen guten Freund, der hatte seine Frau verloren. Deshalb war diesem das Land verleidet und er wollte fort. Er hatte ein Häuschen und einen großen Acker, nicht besonders gutes Land, aber eine große Strecke. Da wollte er, daß mein Mann alles übernehme und sagte, das Land trage ja nicht viel, er solle es ihm in Ordnung halten und das Haus dazu, bis er in einigen Jahren wieder-komme. Die Freunde hielten viel voneinander und verabredeten sonst nichts weiter. Mein Mann sagte: ‚Du wirst

deine Sache gut wiederfinden, wenn du zurückkommst«; denn er wollte alles gut verwerten und verstand sich auf den Landbau, und sein Freund wußte es wohl und überließ ihm alles. Ein Jahr darauf wurde die Eisenbahn gebaut. Das Häuschen und der Garten mußten weg, und der Acker wurde gebraucht, der Schienenweg geht darüber. So löste mein Mann viel mehr Geld, als jenes wert war, und kaufte hier weiter unten gutes Land und den Garten und baute das Haus, alles von dem Geld, und das Land trug mehr als das Doppelte ein hier unten, so daß wir die reichsten Ernten hatten. Ich sagte aber manchmal zu meinem Mann: ‚Es gehört uns doch nicht, und wir leben im Überfluß aus dem Gut eines andern; wenn wir nur wüßten, wo er wäre«! Aber mein Mann beruhigte mich und sagte: ‚Ich halte ihm alles in Ordnung, und wenn er kommt, ist alles sein, und vom Gewinn, den ich beiseite legte, muß er auch seinen Teil haben.«

Dann bekamen wir Silvio, und als ich entdeckte, daß das Bübbin unheilbar krank blieb, gefiel mir unser Leben nicht mehr, und oft sagte ich zu meinem Mann: ‚Wir leben von unrechtem Gut, es ist eine Strafe über uns.‘ Und manchmal war es mir so schwer, daß ich lieber arm gewesen wäre und ohne Obdach. Aber mein Mann tröstete mich wieder und sagte: ‚Du wirst sehen, wie er mir zufrieden sein wird, wenn er kommt.« Aber er kam nie. Da starb mein Mann vor vier Jahren. Ach, was habe ich seitdem ausgestanden. Ich muß immer denken: wie kann ich nur von dem unrechten Gut abkommen ohne Unrecht! Denn ich sollte es doch in guter Ordnung halten, bis der Freund wiederkommt. Dann denke ich wieder: wenn er nun irgendwo im Elend wäre, und ich lebe unterdessen so gut aus dem Seinigen und weiß nichts von ihm!«

Stineli hatte großes Mitleid mit Frau Menotti; denn sie konnte sich so gut denken, wie es der Frau zumute war, die sich ein Unrecht vorwarf, das sie nicht ändern konnte. Sie tröstete und meinte: wenn man ein Unrecht nicht wolle und es so gern gutmachen möchte, dann dürfe man recht zuversichtlich den lieben Gott bitten, daß er helfe. Dieser könne schon etwas Gutes aus dem machen, was wir Verkehrtes taten, und er wolle das auch tun, wenn es uns recht leid sei. Das wisse sie alles von der Großmutter her; denn sie habe sich auch einmal nicht mehr zu helfen gewußt und eine große Angst ausgestanden.

Dann erzählte Stineli von dem See, den Rico immer im Sinn gehabt habe und wie sie schuld an seinem Fortlaufen gewesen sei und gefürchtet habe, er sei ums Leben gekommen. Es sei ihr dann wieder ganz wohl geworden, als sie gebetet und alles dem lieben Gott überlassen habe. Frau Menotti müsse es auch so machen, dann werde ihr ganz leicht ums Herz werden. Sie könne dann immer fröhlich denken: »Jetzt hat der liebe Gott die Sache übernommen.

Frau Menotti wurde von Stinelis Worten ganz fromm gestimmt und sagte, sie wolle nun in Frieden zur Ruhe gehen. Das Mädchen hatte sie mit seiner Zuversicht gestärkt.

## In der Heimat

Als der goldene Sonntagmorgen über den Garten mit den roten Blumen leuchtete, trat Frau Menotti heraus und setzte sich auf die Rasenbank am Zaun. Sie schaute ringsum und hatte ihre eigenen Gedanken dabei. Hier die Oleanderblumen und die Lorbeerhecke dahinter, dort die hellen Feigenbäume, und die goldenen Weinranken dazwischen, - da sagte sie leise für sich: »Gott weiß, ich wäre froh, wenn mir das Unrecht vom Gewissen genommen würde; aber so schön, wie es hier ist, würde ich's nirgends mehr finden.«

Jetzt trat Rico in den Garten; er mußte ja heute nachmittag fort; doch konnte er es nicht gut aushalten, ohne einmal zu kommen. Als er gerade zur Stube gehen wollte, rief ihn Frau Menotti und sagte:

»Setz dich einen Augenblick zu mir. Wer weiß, wie lange wir hier noch nebeneinander sitzen werden!«

Rico erschrak.

»Warum denn, Frau Menotti, Sie gehen doch nicht fort?«

Frau Menotti antwortete nicht. Es kam ihr plötzlich in den Sinn, was Stineli gestern abend von Rico erzählt hatte. Sie war aber so von ihrer eigenen Sache erfüllt gewesen, daß sie es nicht recht verstanden hatte. Jetzt kam ihr ein Gedanke.

»Sag einmal Rico«, fing sie an, »warst du denn früher schon einmal da, daß du den See wiedersehen wolltest, wie mir gestern Stineli erzählt hat?«

»Ja, als ich klein war«, sagte Rico, »dann kam ich fort.«

»Wie kamst du denn hierher, alls du klein warst?«

»Hier kam ich auf die Welt.«

»Was hier? Was war dein Vater, daß er aus den Bergen hier herunterkam?«

»Er war nicht aus den Bergen, nur die Mutter!«

»Was du sagst, Rico. Dein Vater war doch nicht von hier?«

»Doch, er war von hier.«

»Das hast du alles nicht erzählt, das ist ja so merkwürdig!

Du hast doch keinen Namen von hier; wie hieß denn dein Vater?«

»Wie ich hieß er: Enrico Trevillo.«

Frau Menotti fuhr von der Bank auf, als treffe sie ein Anfall.

»Was sagst du da, Rico!« rief sie, »was hast du soeben gesagt?«

»Meines Vaters Namen«, sagte Rico ruhig.

Frau Menotti hatte nicht mehr zugehört, sie war an die Tür gelaufen.

»Stineli, gib mir ein Halstuch!« rief sie hinein.

»Ich muß auf der Stelle zum Herrn Pfarrer, mir zittern alle Glieder.«

Stineli brachte erstaunt ein Halstuch.

»Komm ein paar Schritte mit mir, Rico«, sagte Frau Menotti im Weggehen; »ich muß dich noch etwas fragen.«

Noch zweimal mußte Rico sagen, wie sein Vater hieß, und zum dritten Male fragte Frau Menotti ihn noch an der Tür des Pfarrers, ob er auch sicher sei. Sie war wie vor den Kopf geschlagen. Warum hatte sie früher nie nach Ricos Namen gefragt? Er war ihnen eben der liebe Rico gewesen, das hatte ihnen genügt! Nun trat sie in das Haus ein. Rico kehrte zurück und war verwundert über den Zustand der Frau Menotti.

Rico hatte seine Geige mitgebracht. Er wußte, daß es Stineli jedesmal Freude machte, wenn er sie unter den Arm geklemmt trug. Als er nun damit in der Stube anlangte, traf er Silvio und Stineli in der besten Stimmung; denn Stineli hatte ihrem Versprechen gemäß die Geschichte vom Peterli erzählt und damit sich und Silvio in die größte Heiterkeit versetzt. Als dieser nun die Geige erblickte, rief er gleich: »Nun wollen wir singen, mit Stineli wollen wir die ‚Schäflein‘ singen.«

Stineli hatte ihr Lied nie mehr gehört, seit es entstanden war; denn Rico spielte jetzt viele schöne Weisen, und es hatte lange niemand mehr an das Lied gedacht. Daß aber der kleine Silvio das deutsche Lied singen wollte, überraschte sie sehr; denn sie wußte nicht, wie viele hundert Male Rico es ihm vorgesungen hatte. Stineli hatte die größte Freude, daß sie das alte Lied wieder einmal mit Rico singen sollte. Jetzt ging's an, und richtig: Silvio sang aus allen Kräften mit, und ohne daß er ein einziges Wort verstand, hatte er sie alle dem Ton nach durch das viele Anhören behalten. Aber diesmal war das Lachen an Stineli; denn Silvio sprach seine Worte meistens so sonderbar aus, daß sie vor Lachen nicht singen konnte, und als nun Silvio Stineli mit dem ganzen Gesicht lachen sah, da fing auch er an, und dann sang er noch vernehmlicher und lauter, so daß Stineli noch mehr lachen mußte, und dazu geigte Rico mit aller Kraft sein: »Schäflein hinunter«.

So tönte schon von weitem eine bunte Fröhlichkeit der Frau Menotti entgegen, als sie sich ihrem Garten näherte, und sie konnte nicht recht fassen, wie das so sein konnte in dieser ereignisvollen Stunde. Eilends kam sie durch den Garten und trat in die Stube ein. Sie mußte sich gleich auf den ersten Stuhl niederlassen; denn der Schrecken und die Freude und das Laufen und die Erwartung aller kommenden Dinge hatten sie überwältigt. Sie mußte erst zu sich kommen. Die Sänger waren verstummt und schauten verwundert auf die Mutter. Jetzt hatte sie sich gesammelt.

»Rico«, sagte sie feierlicher als sonst, »Rico, sieh dich um! Dieses Haus, dieser Garten, das Feld, alles, was du hier sehen kannst von oben bis unten, alles gehört dir. Du bist der Besitzer, es ist dein väterliches Erbgut. Deine Heimat ist hier. Dein Name steht im Taufbuch, du bist der Sohn von Enrico Trevillo, und der war meines Mannes nächster Freund.« Stineli hatte bei den ersten zwei Worten schon alles begriffen, und unaussprechliche Freude überstrahlte ihr Gesicht. Rico saß wie versteinert auf einem Stuhl und gab keinen Laut von sich. Aber Silvio, große Kurzweil ahnend, brach in Jubel aus und rief:

»O, jetzt gehört auf einmal das Haus dem Rico! Wo kann er schlafen?«

»Kann? - Silvio!« sagte die Mutter. »In allen Stuben kann er sein, wo er will. Er kann uns alle drei heute noch da hinausweisen, wenn er will und ganz mutterseelenallein im Hause bleiben.«

»Dann ginge ich lieber auch zu euch hinaus«, sagte Rico.

»Ach, du guter Rico!« rief Frau Menotti aus: »Wenn du uns bei dir lassen willst? Wir bleiben so gern! Siehst du, ich habe mir schon auf dem Heimweg ein wenig ausgedacht, wie wir es machen könnten. Ich könnte das halbe Haus, den halben Garten und das halbe Land von dir mieten, so gehörte dir die eine Hälfte von allem, und die andere Silvio.« »Dann gebe ich meine Hälfte Stineli«, rief Silvio. »Und ich die meine auch«, sagte Rico.

»Oho, nun gehört alles Stineli«, frohlockte der Kleine aus seinem Bett heraus, »der Garten und das Haus und alles, was drin ist, die Stühle, die Tische, ich, und Rico und seine Geige. Jetzt wollen wir wieder singen!«

Aber so abgemacht, wie Silvio die Sache auffaßte, kam sie Rico wieder nicht vor. Er hatte unterdessen über die Worte der Frau Menotti nachgedacht und fragte nun zaghaft:

»Aber wie könnte es sein, daß das Haus von Silvios Vater mein wäre? Vielleicht, weil mein Vater sein Freund war?« Da fiel Frau Menotti ein, daß ja Rico von dem Hergang der Sache noch nichts wußte, und sie erzählte die ganze Geschichte von vorn an und noch viel weitläufiger, als sie am Abend vorher alles Stineli erzählt hatte. Als sie zu Ende war, hatten die drei alles völlig begriffen, und bei allen ging ein unbeschreiblicher Jubel los; denn da war kein Hindernis mehr, daß Rico auf der Stelle in sein Haus einziehe und es nie wieder verlasse.

Mitten aus dem Jubel heraus aber sagte Rico: »Weil wir uns einig sind, Frau Menotti, braucht hier im Hause nichts geändert zu werden. Ich komme nun zu euch und bin hier daheim, und wir bleiben so zusammen, und Sie sind unsere Mutter.«

»O, Rico, daß du es bist, daß du es bist! Wie hat doch der liebe Gott alles so schön herausgeführt! Daß ich alles dir zu übergeben habe und doch dableiben kann mit dem besten Gewissen! Ich will dir auch eine Mutter sein, Rico, sieh, du bist mir ja auch schon lange lieb wie ein eigenes Kind. Jetzt mußt du mich auch Mutter nennen und Stineli auch, und wir sind die glücklichste Haushaltung in Peschiera!«

»Jetzt müssen wir unser Lied fertig singen!« rief Silvio, dem es so ums Singen und Jauchzen war, daß er einen Ausweg haben mußte, und Rico und Stineli begannen noch einmal den Gesang in der größten Fröhlichkeit; denn es war ihnen nicht minder wohl ums Herz. Als sie damit fertig waren, sagte Stineli:

~Nun möchte ich noch ein Lied mit dir singen, Rico; weißt du, was für eines?«

»Ja, ich weiß«, antwortete Rico, »und ich will auch gern mithalten; wir wollen gleich beim Vers der Großmutter anfangen«, und er stimmte an und sang so schön und tief heraus, wie er noch gar nie gesungen hatte, und Stineli sang mit ihrem ganzen Herzen dazu:

,Er hat noch niemals was versehn      In seinem Regiment,      Und was er  
 tut und läßt geschehn,      Das nimmt ein gutes End!  
 Ei nun, so laß ihn ferner tun      Und red ihm nicht darein,      So wirst du hier  
 im Frieden ruhn      Und ewig fröhlich sein.

Nach Riva ging Rico nicht an diesem Tage. Mutter Menotti hatte ihm geraten, gleich hinzugehen und der Wirtin seine veränderten Verhältnisse mitzuteilen. Sie solle einen anderen Geiger nach Riva schicken; denn Rico wolle gleich heute noch in sein Haus einziehen. Dieser Vorschlag gefiel Rico, und er eilte gleich fort. Die Wirtin hörte ihm mit der größten Verwunderung zu, als er ihr seine Mitteilungen machte. Sie rief ihren Mann herbei, zeigte eine laute Freude und wünschte Rico allen Segen in sein Haus. Es kam ihr recht von Herzen. Sie verlor ihn ungern, aber sie hatte schon seit einiger Zeit den Verdacht gehegt, die Wirtin zu den »Drei Kronen« fahnde auf Rico, und gefürchtet, diese werde ihr den Jungen abspenstig machen; das hätte sie nicht ertragen. Nun war diese Gefahr vorbei. Daß Rico ein Gutsherr geworden war, mochte sie ihm gönnen; denn sie hatte ihn immer gern gehabt.

Der Mann hatte seine besondere Freude an der Sache; denn er hatte den Vater gekannt und konnte nicht begreifen, daß es ihm nie in den Sinn gekommen war, wie ihm der Rico aufs Haar gleiche. So nahm Rico einen freundlichen Abschied, und als ihm die Wirtin unter der Tür noch einmal die Hand gab, empfahl sie sich noch für alle Fälle, wenn er etwa mit der Zeit einmal eine Festlichkeit von seinem Hause aus zu geben hätte. Noch an demselben Abend wußte ganz Peschiera die Geschichte Rico; wie sie sich zugetragen hatte und noch viel dazu. Jedermann mochte dem Rico sein Glück gönnen, und einer sagte zum andern: »Er paßt auf sein Gütlein, als wäre es eigens für ihn geschaffen worden.«

Mutter Menotti aber wußte nicht, wie sie es dem neuen Besitzer gut genug machen sollte in seinem Haus. Sie rüstete das große Zimmer mit den zwei Fenstern über dem Garten, mit dem Blick auf den See. Von der Wand schauten schöne weiße Marmorfigürchen herunter, auf den Tisch kam ein duftender Blumenstrauß. Das Zimmer sah so feschich und sauber aus, daß Rico vor Erstaunen unter der Tür stehen blieb, als er jetzt, von Stineli geführt, heraufkam, wo Mutter Menotti ihn empfangen wollte. Als diese ihn bei der Hand nahm und zum Fenster führte, wo er auf den flimmernden See hinunter und bis zu den violetten Bergen hinübersah, stieg Rico vieles auf im Herzen, daß es ihm vor Freude und Dank übertoll wurde und er nur leise sagen konnte:

»O wie schön! Nun darf ich daheim sein!«

In der wohnlichen Stube, mit den nach dem Blumengarten offenen Türen, wurde von dem Abend an, da Rico sein Haus bezogen hatte, von den vier Bewohnern ein Tag nach dem andern in solcher Fröhlichkeit und ungetrübtem Glück verlebt, daß keines von allen bemerkte, wie rasch die Zeit dahinging.

Am Tage ging Rico dem pfeifenden Burschen nach zu den Feigenbäumen und auf den Acker hinaus ins Maiskorn, denn das mußte er nun alles behandeln lernen. Der Bursche dachte: »Ich kann freilich mehr als mein Meister«, und der Hochmut stieg ihm ein wenig in den Kopf gegen Rico; aber am Abend klangen aus der erleuchteten Stube so schöne und herzwinnende Weisen in den Garten hinaus, daß der Bursche sich an die Hecke lehnte und stundenlang lauschte; denn Musik ging ihm über alles. Dann sagte er sich: »Mein Meister kann doch mehr als

ich«, und bekam große Achtung vor ihm.

## Sonnenschein am Gardasee

So waren zwei Jahre dahingeflogen, immer ein Tag schöner als der andere. Da mußte Stineli, daß nun die Zeit ihrer Abreise gekommen war, und sie mußte mit sich kämpfen, daß sie nicht den Mut verlor; denn fortgehen und vielleicht nie wiederkommen, das war der schwerste Gedanke, der noch je auf ihr Herz gefallen war. Auch Rico wußte, was ihnen Trübes bevorstand, und sprach manchen Tag lang nur noch die notwendigsten Worte. Der Mutter Menotti wurde ganz unheimlich zumute; sie forschte der unbekanntenen Ursache nach. Schon lange hatte sie vergessen, daß Stineli konfirmiert werden sollte und zu diesem Zweck nach Hause mußte. Als diese Besorgnis herauskam, sagte Mutter Menotti beruhigend: »Man kann schon noch ein Jahr warten«, und so lebten alle in Freuden ein Jahr weiter.

Aber im dritten Jahr kam Bericht von Bergamo, es sei da einer angekommen aus den Bergen herunter, der habe Befehl, Stineli mit nach Hause zu nehmen. Nun mußte es sein; der kleine Silvio gebärdete sich wie ein Besessener; aber es half nichts, gegen das Schicksal konnte er nicht aufkommen. Mutter Menotti sagte die letzten drei Tage hintereinander nur immerzu: »Komm nur auch wieder, Stineli; versprich dem Vater was er will, wenn er dich nur wieder gehen läßt!«

Rico sagte gar nichts mehr. So reiste Stineli ab, und von dem Tage an lag es über dem Haus wie eine graue, schwere Wolke, wenn auch draußen die Sonne noch so schön schien. So blieb es vom November an bis zum Osterfest, da alle Leute sich freuten; aber in dem Haus blieb es ganz still. Und als das Fest vorüber war und draußen im Garten alles blühte und duftete, viel schöner als je, da saß eines Abends Rico neben Silvia und spielte die allertraurigste Melodie, die er kannte, und machte den kleinen Silvio ganz tiefsinnig; aber mit einem Male ertönte aus dem Garten eine Stimme dazwischen: »Rico, Rico, hast du keinen fröhlicheren Empfang für mich?«

Silvio schrie auf wie außer sich. Rico warf die Geige auf das Bett und sprang hinaus. Die Mutter stürzte mit Schrecken herbei. Da erschien Rico wieder auf der Schwelle und mit ihm Stineli. Und wie ihre Augen wieder in die Stube hereinlachten - da war der langverlorene Sonnenschein zurückgekehrt; und es gab ein Wiedersehen von solcher Freude, wie sich keins von allen in der Zwischenzeit hatte vorstellen können. Da saßen sie wieder am Tisch bei Silvios Bett, und es ging an ein Fragen und Erzählen und Berichten und Frohlocken über das Ende der schweren Trennungszeit. Es war ein solcher Festabend, daß man hätte denken können, diesen vier Menschen könne nichts mehr mangeln zu einem herzhaften Glück. Aber Rico schien plötzlich anderes in den Sinn zu kommen. Mitten in der Fröhlichkeit verfiel er in Träumerei, wie vorzeiten. Doch hatte sie anscheinend bald ein Ziel gefunden; denn er war schnell wieder mit seinen Gedanken anwesend, und mit der größten Bestimmtheit sprach er die Worte aus:

»Stineli muß auf der Stelle meine Frau werden, sonst kommt sie uns noch einmal fort; das halten wir nicht noch einmal aus.«

Silvio geriet sogleich in die äußerste Begeisterung für dieses Unternehmen, und es währte nicht lange, so waren alle einig darüber, daß dieser Plan später schöne Wirklichkeit werden müsse.

Einige Jahre waren wiederum vergangen. Am schönsten Maitage, der je über Peschiera geleuchtet hatte, bewegte sich ein langer Festzug von der Kirche her der »Goldenen Sonne« entgegen.

Voran kam der hochgewachsene Rico stattlich dahergeschritten, an seiner

Seite frohändig die junge Frau Stineli mit einem Blumenkränzlein auf dem Kopf; dann kam im weichgepolsterten Wägelchen, von zwei fröhlichen Peschiera-Buben gezogen, der Silvia, freudeglänzend wie ein gefeierter Held, darauf folgte Mutter Menotti, ganz gerührt und ergriffen in ihrem rauschenden Hochzeitsstaat, nach ihr der Bursche mit einem Blumenstrauß, der ihm die ganze Brust bedeckte. Und nun wogte ganz Peschiera daher in der allerlautesten Teilnahme; denn das schöne Paar wollten alle sehen und die Hochzeit mitfeiern. Es war wie ein allgemeines Familienfest der Leute von Peschiera, nun der verlorene und wiedergekehrte Peschieraner daranging, in seiner Heimat ein festes Haus zu gründen.

Die Siegesfreude der Wirtin zur »Goldenen Sonne«, als sie den Zug vor ihrem Haus ankommen sah, ist nicht zu beschreiben! Wo auch je nachher von irgendeiner Hochzeit, hoch oder niedrig, die Rede war, da sagte sie mit Überlegenheit: »Das ist alles gar nichts gegen Ricos Hochzeit in der ‚Goldenen Sonne!« In dem Haus am Blumengarten ging der Sonnenschein nicht mehr verloren; aber Stineli sorgte auch dafür, daß das Vaterunser nie wieder vergessen wurde, und jeden Sonntagabend ertönte das Lied der Großmutter im hellen Chor in den Garten hinaus.